S. i. a. p.
Biblioteca Comunale
"Vincenzo Köppl"
Udine
Via Bartolini VZI

Die «Deutsche Adria-Zeitung» er… täglich morgens, auch sonntags. Bezug… in Italien monatlich Lire 25.—, im Rei… natlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zu… bühr. Bestellungen aus Italien an den … im Reich bei jeder Postanstalt. Postv… ort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem … und von Wehrmachts- und Einsatzdien… len müssen mit dem Leitvermerk: «… Deutsche Dienstpost Adria» versehen … den. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./I./44 gültig.

…EUTSCHE …A-ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Verlags- und Schriftleitung 90829 u. 93608. Abonnement 94150. Einzelhandel 93932. Anzeigenannahme Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest. Postscheck: Triest Nr. 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111. 93635. Auswärtige deutsche Gespräche: Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8. Jägerstrasse 70.

Nr. 169 - Jahrgang 1 | TRIEST, Sonntag 2. Juli 1944 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Abschied des Führers von Generaloberst Dietl

Staatsakt für den tödlich verunglückten Helden von Narvik - Nachruf des Generalfeldmarschalls Keitel

BERLIN

Generaloberst Dietl ist am 23. Juni 1944 bei einem Flugzeugunfall ums Leben gekommen.

Mit tiefer, stolzer Trauer nahm am Samstagnachmittag die deutsche Nation in einem feierlichen Staatsakt Abschied von dem durch ein herbes Geschick aus dem Leben gerissenen Generaloberst Dietl. Ihre besondere Weihe empfing die Feier durch die Anwesenheit des Führers, der seinem toten Heerführer den letzten Gruss entbot und in einem warm empfundenen Nachruf den Gefühlen Ausdruck gab, die ihn in dieser ernsten Stunde beseelen. Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel, würdigte Persönlichkeit und Leistungen des Verewigten.

Die Wehrmacht senkt ihre Fahnen vor einem der volkstümlichsten und ritterlichsten Offiziere, der bei seinen Soldaten eine jubelnde Verehrung genoss, die Partei verneigt sich vor einem ihrer besten Kameraden, der in Zeiten des Glücks und der Not dem Führer und seiner Bewegung unbeirrbar die Treue hielt, das ganze Volk aber nimmt Abschied von einem seiner tapfersten und opferreichsten Söhne, der als der Held von Narvik, als Vorbild unvergleichlichen deutschen Soldatentums für alle Zeiten in der Geschichte fortleben wird. Damals, im April 1940, erlebte die Kameradschaft der drei Wehrmachtteile, die dem ganzen Krieg ihr Gepräge gibt, ihr sinnvollstes Beispiel. Die Fahne, die Dietl und seine Männer hoch im Norden aufpflanzten, weht weiter und wird nicht eingezogen werden. Eine Minderzahl hat gesiegt, die erdrückende Uebermacht musste das Feld räumen.

Gerade in diesen Wochen der Prüfungen und Krisen, der Sorgen und Belastungen empfindet die deutsche Nation die Erinnerung an den Sieger von Narvik wie ein verheissungsvolles Symbol: Nicht die Massen oder die Zahl entscheidet am Ende über Sieg und Niederlage, sondern einzig und allein Geist und Gesinnung, Tapferkeit und Standhaftigkeit, Mut und Ausdauer, der Glaube und der Wille zum Sieg.

Generaloberst Dietl, dessen Herz der Wehrmacht und dessen Liebe dem Führer und dem Volk gehörten, hat uns die kämpferischen Tugenden des Soldaten und des Nationalsozialisten vorgerufen. In seinem Geist kämpfen Front und Heimat weiter bis zum Sieg.

Die Stätte des Staatsaktes zeigt ein würdevoll ernstes Antlitz. Vor dem Hakenkreuz aus rotsamtenen Tuch und zwischen hohen, schlanken Pylonen ruht der Sarg. Darüber breitete sich die Reichskriegsflagge, auf der Stahlhelm und Degen des Toten liegen. Zu beiden Seiten der Bahre stehen zwei Ritterkreuzträger aus den Reihen der Gebirgsjäger. Sie tragen auf schwarzen Kissen die Orden und Auszeichnungen, die sich Dietl im Frieden und im Kriege verdient hat. Einen Ehrenplatz haben das Eichenlaub zum Ritterkreuz, das der Führer vor dem Forum des deutschen Volkes in jener denkwürdigen Reichstagssitzung im Juli vor vier Jahren dem Generaloberst als ersten Soldaten der deutschen Wehrmacht verliehen hat, dann das Narvik-Schild und das goldene Ehrenzeichen der Partei. In nächster Nähe des Sarges

haben die ruhmbedeckten Fahnen der Regimenter Aufstellung genommen, die Dietl befehligt hat.

Kurz vor Beginn des Traueraktes treten vier Generale mit blankem Degen neben den Sarg und beziehen Ehrenwache.

Wenig später werden die Hinterbliebenen des Toten in den Saal geleitet, wo bereits der Reichsaussenminister von Ribbentrop, Grossadmiral Dönitz, der Reichsführer SS Himmler, Generalfeldmarschall Milch, die Reichsminister, Reichsleiter, Gauleiter, Generale des Heeres, der Luftwaffe und der Waffen-SS, Admirale der Kriegsmarine und weitere Repräsentanten aus Wehrmacht, Partei und Staat sowie die Waffenattachés der verbündeten und befreundeten Nationen versammelt sind.

Der Nachruf Keitels

Pünktlich trifft der Führer, dem vorher der Kommandeur des Ehrenbataillons die Trauerparade gemeldet hat, an der Stätte des Staatsaktes ein. Ihm folgt der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel. Der Führer drückt ihnen die Hand und begibt sich auf seinen Platz. Die Klänge des Trauermarsches aus der «Goetterdämmerung» leiten den Staatsakt ein. Als die Musik verhallt ist, tritt Generalfeldmarschall Keitel vor und widmet dem toten Kameraden einen längeren Nachruf. In seiner Ansprache sagte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht:

Mein Führer!

Auf ihr Geheiss sind mit den nächsten Angehörigen wir hier versammelt, um unserem Kameraden Generaloberst Dietl die letzte Ehre zu erweisen.

In tiefer Erschütterung steht ihre Wehrmacht, mein Führer, und mit dieser das ganze deutsche Volk wieder an der Bahre eines der grössten Soldaten dieses Krieges. Unser Volk ist in dieser Kriegszeit hart geworden und nimmt Verlustmeldungen in soldatischer Haltung entgegen. Der Tod des Generalobersten Dietl aber bedeutet uns allen mehr als den Verlust eines hervorragenden Generals und Armeeführers.

Seit den unvergesslichen Tagen von Narvik ist er für Deutschland und seine Verbündeten die Verkörperung von Glaube und Wille, von kühnstem Wagen und zähestem Ausharren, von Tapferkeit und Draufgängertum geworden. Der Geist unerschütterlicher Zuversicht und souveräner Sicherheit, mit der er damals seine Soldaten zu erfüllen wusste, hat seit den Kampftagen um Narvik im ganzen deutschen Volk diesen einzigartigen Mann und sein Werk im schönsten und wahrsten Sinne des Wortes volkstümlich gemacht.

Ein unerbittliches Schicksal hat Generaloberst Dietl seinem Führer und seinem Vaterland in einem Augenblick entrissen, in dem an allen Fronten unser Kampf für die Rettung und Sicherung Europas seinen Höhepunkt erreicht. Es ist eine ganz besondere Tragik, dass diese Kämpfernatur nicht den Tod auf dem Schlachtfeld inmitten seiner Soldaten finden durfte, sondern einem grausamen Unglücksfall zum Opfer fallen musste. Das alles erfüllt uns mit bitterer Trauer. Aber gerade weil wir uns der ganzen Schwere des Verlustes bewusst werden, der uns betroffen hat, tritt die Gestalt des hingeschiedenen Generals mit der ganzen Leuchtkraft seiner Persönlichkeit vor unsere Seele. Wir, die wir sein Wesen kannten, sind uns bewusst, dass bei dieser Gedenkfeier nie und nimmer Worte der Klage seinem Sinn gerecht werden. In der Stunde, in der wir von seiner sterblichen Hülle Abschied nehmen, kann in seinem Geist unser Gedenken nur einen Inhalt haben: Den Ruf zu den Waffen, den Aufruf zur Tat, das Bekenntnis unzerstörbaren Glaubens an den Sieg unserer Sache und die aus tiefstem Herzen kommende Bekundung unerschütterlicher Treue zum Führer.

Soldat und Erzieher

Generaloberst Dietl wurde am 21. Juni 1890, in Bad Eibling in Oberbayern geboren. Die Heimat seiner Familie ist die Oberpfalz. Dort haben seine Vorfahren auf alten Bauernhöfen gelebt, dort ist der Name Dietl seit einem halben Jahrtausend urkundlich bezeugt. Vor 35 Jahren in Bamberg als Fahnenjunker in das 5. bayerische Infanterie-Regiment eingetreten, zog er als Leutnant und Bataillonsadjutant seines Stammregiments im August 1914 in den ersten Weltkrieg. Seine beiden Brüder fielen damals vor dem Feind. Er selbst wurde in denselben Tagen im Westen verwundet. Dennoch blieb der junge Offizier bei der Truppe. Bis Kriegsende kämpfte er an allen Brennpunkten der Westfront.

Der unglückliche Ausgang des Krieges vermochte den soldatischen Geist dieser Kämpfernatur und den Glauben an Deutschlands Wiederauferstehung nicht zu beugen. Schon im April 1919 finden wir ihn im Freikorps im Kampf gegen den Bolschewismus. Ein Jahr später wird er Kompanieführer im Reichsinfanterieregiment 19 in München. Dort tritt er zum ersten Mal mit dem Führer zusammen. Als damals einziger im Regiment begreift der junge Kompaniechef mit heissem Herzen und in brennender nationaler Sehnsucht, was Adolf Hitler damals ihm und seinen Soldaten an neuem Glauben zu geben vermochte. Ein Band untrennbarer Freundschaft verbindet seitdem die damaligen Frontsoldaten Dietl und Adolf Hitler. Als der Führer dann 1923 den historischen Marsch zur Feldherrnhalle antritt, steht zu seiner Verfügung auch die Kompanie Dietl marschbereit. Erst auf ausdrücklichen Befehl des heutigen Reichsmarschalls rückte die Kompanie wieder in ihre Kaserne ab.

Im Uebergangsheer findet Dietl für verschiedenste Aufgaben Verwendung. Als Lehrer und Erzieher an der Infanterie-Schule in Königsbrück erfüllt er den damaligen Offiziersnachwuchs mit seinem vorbildlichen Geist. Er vertritt das deutsche Heer bei internationalen Schiveranstaltungen in Norwegen und in der Schweiz und wird schon damals weit über die Grenzen seiner bayrischen Heimat bekannt. Bei Heeres-Bergführerkursen im Alpenland ist er in seinem Element. Seit dem Februar 1931 ist er Kommandeur eines Gebirgsjäger-Bataillons, vier Jahre später des Gebirgsjägerregiments 99.

Im Polenkrieg 1939 Kommandeur der 3. Gebirgsjäger-Division, überschreitet Generalmajor Dietl mit seinen Gebirgsjägern unter erfolgreichen Kämpfen auf dem deutschen Südflügel die Karpathen.

Der Held von Narvik

Im Norwegenfeldzug aber wird der Name Dietl nicht nur für das deutsche Volk, sondern weit darüber hinaus für die ganze Welt zu einem Symbol. Auf scheinbar verlorenem Posten, abgeschnitten von der Heimat und fast jeder Versorgung, weit abgesetzt und unerreichbar von den übrigen in Norwegen operierenden deutschen Truppen, hält Dietl unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen zwei Monate lang gegen die ununterbrochenen Angriffe stand. Alle Gedanken des deutschen Volkes sind bei ihm und den Truppen in Narvik, als am 10. Juni das Oberkommando der Wehrmacht in einer Sondermeldung bekanntgibt: Der heldenhafte Widerstand, den die Kampfgruppe des Generalleutnants Dietl seit vielen Wochen vereinsamt unter den schwersten Bedingungen in Narvik gegen eine überwältigende feindliche Uebermacht geleistet hat, erhielt heute seine Krönung durch den vollen Sieg. Ueber Narvik weht endgültig die deutsche Kriegsflagge.

In einem Blockhaus bei Narvik erreicht den Generalleutnant Dietl am 9. Mai durch Funkspruch die Nachricht, dass der Führer ihm das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen hat. Am 13. Juni würdigte der Führer in einem Tagesbefehl an die in Norwegen im Einsatz stehenden Soldaten seine Taten mit den Worten: «Dem Generalleutnant Dietl spreche ich für das ehrenvolle Blatt, das er dem Buch der deutschen Geschichte eingefügt hat, den Dank des deutschen Volkes aus».

Seit diesen Tagen ist Dietl einer der bekanntesten Generale der deutschen Wehrmacht und einer der volkstümlichsten Männer Deutschlands geworden. Die stolzeste Anerkennung aber wurde ihm in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 19. Juli 1940 aus dem Munde des Führers zuteil: «Das Wort «Narvik» wird in der Geschichte für immer ein herrliches Zeugnis sein des Geistes der Wehrmacht des nationalsozialistischen Grossdeutschen Reiches.»

Der erste Eichenlaubträger

Jubel ohnegleichen umbraust den Helden von Narvik, als der Führer bekanntgibt, er befördere ihn in Anerkennung seiner einmaligen Verdienste zum General der Gebirgstruppen und verleihe ihm als erstem Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des eisernen Kreuzes.

Wenn wir uns heute in der Stunde des Abschieds fragen, worin das Geheimnis der faszinierenden Wirkung dieser einzigartigen Persönlichkeit gegeben hat, so ist es in erster Linie die seltenerge Verbundenheit mit der Truppe gewesen, die ihn zum Vater seiner Soldaten machte und die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften seiner Armee so fest an ihn band. Es war die soldatische Kraft seiner im Nationalsozialismus fest verwurzelten Persönlichkeit, die sich unmittelbar auf die übertrug, die unter seiner Führung standen. Zur Zeit der schwersten Kämpfe war Dietl Tag und Nacht unter seinen Männern, an den vordersten Stützpunkten, bald hier bald dort tauchte er unerwartet auf. Sein sportgestählter Körper kannte keine Schonung; was er von der Truppe verlangte, forderte er zuerst von sich. In allen soldatischen Tugenden war er ihr Vorbild. In seiner Herzlichkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit, mit der er die eigene Person immer hinter der Aufgabe zurücktreten liess, verkörperte er zugleich den Inbegriff bester deutscher Art.

Zu Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion trat Dietl an der Spitze deutscher und finnischer Truppen im nördlichsten Abschnitt der finnischen Front zum Angriff an. In Kämpfen von unerhörter Härte und Ueberwindung grösster Geländeschwierigkeiten gewann er den Isthmus zur Fischerhalbinsel und den Liza-Abschnitt. An dieser Front zerschlug er in oft schweren Abwehrkämpfen jeden Versuch der Bolschewisten, nach Nordfinnland einzubrechen. *(Fortsetzung auf Seite 2).*

Der Schauplatz der neuen Sowjetoffensive

Bemerkungen zur Lage

Dreifronten - Offensive

v.W. *Was die Gegner zwischen dem 12. Mai und dem 22. Juni eingeleitet haben, ist nicht nur eine Dreifrontenoffensive mit dem Ziel, in diesem Jahre eine unbedingte Entscheidung zu erringen, es ist auch ein ganz besonderer Grossangriff, der eindeutig unter dem Einfluss der technischen Kriegsrüstung steht. Technische Mittel haben in diesem Kriege von Anfang an eine Rolle gespielt, und wir dürfen feststellen, dass es die deutsche Wehrmacht war, die die grossen Möglichkeiten der Luftwaffe und der Panzerwaffe, die wie keine andere auf den Fortschritten der modernen Technik beruhen, sozusagen als kriegsentscheidendes Mittel aus der Taufe gehoben hat. Die Gegner standen zunächst einer solchen Anwendung sprach- und verständnislos gegenüber. Sie mussten die hohe Wirkung dieser motorbetriebenen Waffen einfach über sich ergehen lassen. Sie haben sie nachgeahmt. Sie haben in deren Dienst ihre gesamte Produktionskapazität gestellt. Auf diese Weise haben sie nicht nur aufgeholt, sondern zum Teil auch überholt.*

So stehen alle drei Fronten im Westen, Osten und Süden unter dem wachsenden Gesetz des technischen Krieges und unter den Erscheinungen der Materialschlachten. Es ist nun nicht so, dass der deutsche Soldat dem gewaltigen technischen Aufgebot der Gegner heute nichts entgegen zu setzen hätte. Es ist jedoch wahr, dass der Gegner an allen Fronten im Besitze einer materiellen Ueberlegenheit ist, die als Tatsache hingenommen werden muss — vorläufig wenigstens, bis sich auch hier wieder die Dinge grundsätzlich ändern. Keine Armee der Welt wäre in der Lage, unter solchen Verhältnissen zu kämpfen. Der deutsche Soldat kann es und tut es. Eines der imposantesten Beispiele und Beweise ist die Entwicklung in und bei Cherbourg, wo es dem Gegner gelang, seine Materialwucht zum Tragen zu bringen. Der deutsche Soldat hat diese Last getragen und trägt sie in der Hölle von Cherbourg noch heute an gewissen Punkten. Er stemmte sich, um der soldatischen Ehre willen gegen die Flut aus Menschen und Stahl, die von Land, See und Luft her auf ihn niederprasselt. Trotz seines Massenaufwandes hat der Gegner heute noch keinen Vorteil vom Cherbourger Hafen, weil er ihm noch von manchen Stützpunkt aus streitig gemacht wird. Solange überdies die Kais und Molen nicht wiederhergestellt sind, hat Cherbourg für den Feind keinen Wert. Sollte es ihm in absehbarer Zeit gelingen, seine grossen Transporter mit behelfsmässigen Mitteln im Cherbourger Hafen ausladen zu können, so tritt möglicherweise der Fall ein, dass Montgomery oder sein vorgesetzter Eisenhower auf eine Landung an neuem Platze verzichten und durch Cherbourg an die Front schleusen, was noch an Kräften in Südengland steht. Ist ihnen die Oeffnung des Hafens infolge des hohen Ausmasses an Zerstörungen unmöglich gemacht, so werden sie gezwungen sein, eines Tages doch in einem anderen Abschnitt eine neue Landung wagen zu müssen. In enger Beziehung zu den Vorgängen im Raume Cherbourg steht der britische Angriff, der seit dem 24. Juni im Südwesten von Caen mit wachsender Wucht und zunehmender Angriffsbreite im Gange ist. Er dient nicht nur der Umfassung von Caen von Südwesten her. Er ist auch der erste Beginn zum Durchbruchsversuch, denn es zeigt sich, dass dieser Angriffsstreifen den Mittelabschnitt einer allgemeinen Angriffs-Front abgeben soll, da sich auch östlich der Orne britische Bereitstellungen bemerkbar machen und der Führer der 1. USA-Armee an unserer Abriegelungsfront im Süden der Basis von Cotentin die Anfänge seiner in Cherbourg freigewordenen Armee aufmarschieren lässt.

Die zweite Front im italienischen Raum steht seit Tagen schon unter dem Gesetz sich versteifenden deutschen Widerstandes. Das gilt vor allem für den Raum um den trasimenischen See, wo das Gelände längeren Widerstand unterstützt. Im Westen des Sees kommt der Feind nur sehr langsam nach Norden vorwärts, während an der adriatischen Küste das Bild nicht viel anders ist. Den beiden feindlichen Armeen, die seit 12. Mai ununterbrochen anrennen, geht offenbar schneller der Atem aus als der ausserordentlich geschickt geführten Verteidigung. Sie werden auch durch das hohe Mass von Wegzerstörungen gelähmt. Diese Momente weiss die hinhaltend kämpfende deutsche Verteidigung geschickt auszunutzen.

Im Mittelabschnitt der Ostfront sind die grössten Truppenverbände auf beiden Seiten in einer Schlacht gebunden, die ausserordentlich heftig ist und bisher noch im Zeichen ausgesprochenen Bewegungskrieges stand, nachdem es dem Gegner gelungen war, zwischen Witebsk und Shlobin über den Dnjepr vorzustossen. Noch kann der Feind den Genuss ausnutzen, der dem offensiven Teile zu Beginn einer Schlacht immer zukommt. Inzwischen hat sich das Schlachtfeld vom Dnjepr in den Abschnitt der Beresina gezogen. Nach achttägigen Kämpfen werden sich aber die unmittelbaren Reserven der angegriffenen deutschen Heeresgruppe auf dem Schlachtfeld hemmend für den Gegner bemerkbar machen, der Ruthenien und Südlitauen zum ersten Ziele seines Grossangriffes gemacht hat. Mit dem Auftreten solcher deutschen Reserven wäre dann ein erster Abschnitt der neuen Ostschlacht erreicht. Dass sie sich noch auf andere Sektoren der Ostfront ausdehnen wird, kann als sicher angenommen werden. Die bekannten Bereitstellungen der Sowjets lassen den Schluss zu, dass dieser Gegner bereit ist, eine sehr gedehnte Offensive durchzuführen.

Unser Gegenangriff bei Tilly

Feindliche Durchbruchsversuche blutig abgeschlagen
Erbitterte Kämpfe bei Jabour

BERLIN

Am Südrand des Invasionsbrückenkopfes machte der deutsche Gegenangriff im Raum südlich Tilly am Freitag weitere Fortschritte. Obwohl sich die Briten verbissen zur Wehr setzten, engten unsere Truppen den ohnehin weder nach Breite noch Tiefe wesentlichen Einbruchsraum des Feindes am Odon-Bach weiter ein. Von Süden her warfen sie den Gegner auf Baren Sur-Odon zurück. Das zurückgewonnene Gelände ist von zahlreichen britischen Panzerwracks, zerstörten Geschützen und verbrannten Fahrzeugen besät. Unsere Truppen zogen aus der teilweisen Verzahnung der Frontlinie den Vorteil, dass der Gegner stellenweise nur in beschränkterem Umfang Schiffsartillerie und Bomber zur Abwehr des Gegenangriffs einsetzen konnte. So oft es zu Panzerduellen und Nahkämpfen kam, setzten sich unsere Soldaten erfolgreich gegen die Briten durch. Starke Jagdfliegerkräfte unterstützten die Angriffs- und Abwehrkämpfe der Heeresverbände. Im Tiefflug setzten sie mehrere Panzer, Geschütze und Werfer ausser Gefecht. Ueber der Invasionsfront und dem nordfranzösischen Raum kam es wiederholt zu Luftkämpfen zwischen deutschen und feindlichen Jägern.

Die Nordamerikaner setzten am Freitag mit zwei Divisionen ihren Angriff gegen die in der Nordwestecke der Cotentin-Halbinsel haltende Kampfgruppe des Oberstleutnant Keil, fort. Massiertes Artilleriefeuer drückte an einigen Stellen unsere Sicherungen zurück. Durch diese Lücke brachen in zwei Abschnitten starke Panzerkräfte in unsere Linien ein. Sie stiessen an der Westküste und an der Nationalstrasse 801 entlang, bis in den Raum Jabour vor. Unsere Truppen bildeten nördlich der Einbruchsstelle eine Reihe von Stützpunkten, die sich zusammen mit den Küstenbatterien gegen die weiteren Angriffe der Nordamerikaner behaupteten. Schiffsansammlungen aller Art nördlich der Cotentin-Halbinsel und im Seegebiet vor dem Cap de La Hague deuten darauf hin, dass der Feind nun den Versuch unternehmen will, den besonders nachhaltig zerstörten Hafen von Cherbourg für sich nutzbar zu machen.

Im Seegebiet vor der normannischen Küste entwickelten sich nur Artilleriekämpfe. Nachdem tagsüber die Schiffsansammlungen in der Seine-Bucht keine wesentlichen Aenderungen erfahren hatten, konzentrierte der Feind neuerdings eine grössere Anzahl von Frachtern und Landungsbooten vor der Orne und nordwestlich Cap D'Antifer. Geleitzüge mit Frachtschiffen bis zu 18 000 BRT und viele kleinere Einheiten wurden beobachtet. Die Zahl der sichernden feindlichen Kriegsschiffe hat sich ebenfalls um ein weiteres Schlachtschiff sowie mehrere schwere Kreuzer, Monitore und Zerstörer erhöht. Vor der Orne lagen an einer Stelle nicht weniger als 300 kleinere Landungsfahrzeuge. Heeres- und Marine-Küstenbatterien nahmen die feindlichen Schiffsansammlungen mit ihren weitreichenden Geschützen unter Feuer. Nach Treffern auf mehreren Schiffen nebelte sich der Feind ein und drehte zum mindesten mit Teilen ab.

Worum es geht!

Antworten an «Intelligente»

Von E. Frotscher

TRIEST

Worum es geht?

Kann man diese Frage im fünften Kriegsjahr noch stellen, ohne die sarkastische Gegenfrage herauszufordern, ob es denn wirklich einen Menschen gäbe, der sich diese Frage nicht tagtäglich selbst beantworten könne und beantwortet habe?

Und doch, die Frage ist billig, die Antwort verlangt Ueberlegung. Ein offenes Wort zur rechten Stunde ist immer nützlich gewesen, freilich nicht für jene, die als wendige Matrosen das Schifflein ihrer Ansichten nach dem jeweils herrschenden Winde segeln lassen und eilig auf neuen Kurs gehen, wenn das Wetter umschlägt. Es gibt auch keinen Nürnberger Trichter, dessen Volumen gross genug wäre, um jene zu bekehren, die eine drohende Gefahr mit der einfachen Formel, dass das Schicksal stets einen Ausweg parat habe, zu bannen glauben.

Aber zu diesen geistigen Vabanque-Spielern sei trotzdem das erste Wort gesprochen. Sie flanieren auf Plätzen und Strassen, kokettieren mit ihrem Nichtstun, kommen sich dabei unsagbar klug vor, denn sie haben früher einmal einen Absatz in der Geschichte Italiens von Benedetto Croce gelesen und glauben, dass die Weltgeschichte nun keine Rätsel mehr für sie habe. Ihre Weisheit erschöpft sich in der These, dass der Kommunismus garnicht so schlimm sein könnte, auch wenn auf San Giusto das rote Blutbanner wehen würde, denn die Geschichte lehre mit unwiderlegbarer Eindringlichkeit, dass im weiten Raum vor den Alpen das bodenständige Element sich immer als das Stärkere erwiesen habe und fremde Eindringlinge noch stets habe auffangen und absorbieren können. Wie man einst die Langobarden, das Reich Theoderichs und die deutschen Kaiserreiche überlebt und in einem grossen Einschmelzungsprozess überwunden habe, so werde man ebenfalls eine kommunistische Aera, auch wenn sie noch so bedrohlich erscheine, nicht als das Ende des Individuums, der Familie und der nationalen Gemeinschaft zu fürchten haben. Es könne kein Zweifel darüber bestehen, dass sich der Bolschewismus in Europa «europäisieren» werde, ja müsse, wenn er überhaupt erfolgreich bestehen wolle.

Es hat wenig Zweck, dieser Art Intelligenz und Indolenz mit sachlichen Argumenten beikommen zu wollen. Sie wird nie begreifen, dass hier ein moderner Tschingiskhan zu einem grossangelegten Versuch der Versteppung Europas ausholt und dass bei diesem angestrebten Prozess der Einzelmensch und das Einzelvolk keine Rolle spielen, handele es sich nun um Deutsche, Italiener, Slowenen, Kroaten oder Franzosen. Diese können zu Millionen in Sibirien als Arbeitssklaven dem Moloch dieses Riesenreiches geopfert werden, ohne dass dadurch auch im geringsten die Tendenzen der sarmatisch-asiatischen Versteppung Europas gestört werden würde.

Die Sowjets haben eines bewiesen: dass sie Hunderttausende von russischen Kulaken ausrotten, Millionen verhungern, ihre militärische Führerschicht auf das Schafott schleppen konnten, ohne dass dadurch die bedrohliche Kraft dieses bolschewistischen Ungetüms etwas von ihrer Macht eingebüsst hat. Die Untaten von Katyn, Bessarabien, Estland — wo praktisch die Verschleppung eines ganzen Volkes nach Osten in die Wege geleitet wurde, — zeigen, wie absurd Gedankengänge von den «europäisierten Sowjets» sind. Eine Europäisierung der Sowjets würde voraussetzen, dass diese europäisch zu denken in der Lage wären. Das liegt aber so ausserhalb ihrer Sphäre, dass der Gedanke daran als Blasphemie wirkt. Das russische Denken, ob es nun petrinisch, panslawistisch oder sowjetisch sich tarnt, ist dem europäischen eines Michelangelo, Friedrich II. und Kant diametral entgegengesetzt. Eine Brücke zwischen der abendländischen Welt und der des östlichen Despotismus kann es nicht geben.

Allen jenen, die an die Europäisierung des Bolschewismus glauben, würde es ergehen, wie jenen acht Banditen, die sich neulich freudestrahlend auf Konserven stürzten, die amerikanische Flieger abgeworfen hatten und die Sprengkörper enthielten. Diese Feststellung machten sie aber zu spät, es nützte ihnen auch garnichts, dass die hochexplosiven Konserven nicht für sie bestimmt waren, sondern für harmlose Zivilisten, denen man auf diese Weise zu einem mit amerikanischer Humanität garnierten Mahl verhelfen wollte. Das kommunistische Spielzeug würde für Intelligenz und Arbeiter gleich gefährlich und todbringend sein, auch wenn es sich noch so biedermännisch geben würde.

Gewiss, der Versuch, den der Landwirtschaftsminister Bonomi jetzt auf Sizilien mit der experimentellen Einführung des Kolchossystems macht, wird von uns nicht überbewertet. Es handelt sich hier um eine primitive kommunistische Spielerei, russische Methodik an die Gestade des Mittelmeers zu verpflanzen. Herr Togliatti, der als harmloser Biedermann gelegentlich christlich-demokratische Parteitage mit seiner Anwesenheit verschönt, wird nicht voreilig seine sowjetischen Bomben, die er als getreuer Vasall aus Moskau bezieht, explodieren lassen.

Ein zweites Wort sei an jene gerichtet, die in den Kaffeehäusern und Bars der Städte dieses Gebietes über die neue Waffe «V 1» diskutieren. Sie stecken die Köpfe zusammen und jammern, über die unmenschliche Waffe, die der deutsche Geist da konstruiert habe. Wohlmeinend setzen sie hinzu, Deutschland habe der Welt doch so viele Kulturgüter geschenkt, dass es doch fast verwunderlich sei, wenn sich dieses selbe Land jetzt so barbarisch aufführe. Es sei eine Erwiderung gestattet. Man muss jene Kaffeehaus-Literaten und Besserwisser nur daran erinnern, dass der Führer oft genug versucht hat, der Welt den unmenschlichen Bombenkrieg zu ersparen, dass jeder Versuch nur Hohn und Ablehnung erfuhr. Man muss ihnen vorhalten, wie englische Bischöfe die Ausrottung deutscher Frauen und Kinder als löbliche Christentat feierten, wie man mit Phosphor und Minen deutsches Leben zu vernichten suchte. Wo war jenes Wehklagen über die bedrohte Humanität, als Säuglinge und Greise in Kellern und Bunkern hocken mussten, während über ihnen von Engländern, Amerikanern und Negerpiloten Brand und Vernichtung heruntergeschleudert wurde? Heute freilich mag man in England mit bänglicher Sorge erörtern, ob man den deutschen Sprengkörpern nicht in der Luft gut zureden könnte, dass sie einen andern Weg einschlügen.

Was sich hier vollzieht, ist der erste Akt des grossen Dramas, das die Weltgeschichte mit dem Wort «Vergeltung» überschrieben hat. War es etwa human, als Bomben auf Triestiner Arbeiterhäuser fielen, war es human, als Altäre und Monumente in Schutt und Asche versanken, war es human, als ganze Familien in einer Sekunde von Bomben ausgetilgt wurden? Dass Deutschland die Rechnung zur rechten Zeit präsentieren würde, war jedem klar, der nicht die deutsche Kraft unterschätzte. Das Gewinsel von der angeblichen Brutalität ist müssiges Gewäsch. England zahlt nur die Zeche, zu der es von Herrn Churchill eingeladen wurde.

Das nächste Wort ist für jene bestimmt, die vermeinen, den heissen Atem der Weltgeschichte in jeder Mär zu spüren, die aus den Bergen von der Banditenwelt ins Tal gelangt. Bald haben diese den Schwur auf Peter geleistet, bald sind sie wieder blutigrot angehaucht wie Herr Stalin selbst. Man möge entschuldigen, wenn wir hier nicht den nötigen Ernst aufbringen, aber uns erscheint dieses politische Durcheinander im Banditenlager völlig belanglos. Es handelt sich hier um eine Groteske, ohne die es in der Weltgeschichte nun einmal nicht geht, um ein armseliges Intermezzo, das ebenso armselige Gesellen mit ihren Mitteln aufführen, weil sie glauben, in diesem grossen Welttheater eine Rolle spielen zu müssen, auch wenn sie eines Tages nur als geduldete Statisten neben den Hauptakteuren stehen dürften. Alles, was aus dem Bandenlager an widersprechenden Meldungen kommt — hier Tito und Stalin, hier Peter und Churchill — ist nur ein Be-

Aus dem Inhalt

Worum es geht / von E. *Frotscher*
Wo steht Schweden? / Unser Auslandsbericht von Hans *Wendt* Stockholm
Das Ende der Weltkartelle / Von Dr. Josef *Freidank*
Das Antependium / Von Friedrich Alfred *Schmid* Noerr
Barockprediger der Reichsidee / Von Rudolf Adrian *Dietrich*
Der Hoftag in Friaul / Von Maria Renata *Georgi*
Authari hält Brautschau / Von Hans *Watzlik*
Münchhausiaden / Aus der letzten Reise des Lügenbarons mit Zeichnungen von *Doré*
Das Gedicht: Sinnbild der Sehnsucht / Unsterbliche Prosa von Rainer Maria *Rilke*
Hinter rasselnden Motoren / Von Jürgen *Halbe*
Markt in Triest / Von E. *Grabski*
Herr Rossi, der Gemütsmensch / Zeichnungen von Regnier v. K.

weis dafür, dass die Verhetzten, Verführten und Gezwungenen, die irgendwo in den Bergen als Ahasvere umherziehen und glauben, sich mit Mord und Ueberfällen in das Buch der Geschichte mit blutigen Lettern eintragen zu können, selbst nicht wissen, worum es geht, dass sie im Chaos ihrer Wirrnisse hin und herpendeln, klägliche Schilfrohre im Sturmwind dieses Krieges.

Soll man noch Worte richten an jene, die jedes feindliche Flugblatt mit eitler Gier zur Hand nehmen und die Weisheit, die ihnen in schwachen Witzen oder faustdicken Lügen vorgesetzt wird, als bare Münze nehmen, die auf jedes Wort schwören oder sich ängstlich in ihre Häuser verkriechen, bereit, alles auf sich zu nehmen, wenn nur dieser schreckliche Krieg vorüber wäre?

Keiner von ihnen weiss, worum es geht, keiner von ihnen sieht die Grösse dieser geschichtlichen Auseinandersetzung, die allein entscheidet, ob Europa bestehen bleibt oder vergeht, ob die Welt einem Frieden entgegengeht oder ob dieser nun fünf Jahre dauernde Krieg nichts weiter ist als der Auftakt zu einem noch grösseren viel fürchterlicheren Weltkrieg.

(Ein weiterer Artikel folgt)

Der Staatsakt für Dietl

(Fortsetzung von Seite 1)

Mit seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der in Finnland kämpfenden Gebirgsarmee und seiner im Sommer 1942 folgenden Beförderung zum Generalobersten bezeugte der Führer ihm aufs neue hohe Anerkennung und ein besonderes Mass an Vertrauen. Die Verehrung seiner Soldaten, die Liebe des deutschen Volkes und die Achtung der finnischen Armee haben ihn in all den Jahren in immer wachsendem Masse umgeben. Neue verantwortungsvolle Aufgaben auf dem finnischen Kriegsschauplatz warteten seiner. Der ihm vom Führer erteilte Auftrag erfüllte ihn mit höchstem Stolz und grösster Zuversicht. Die Ausführung dieses Auftrages wurde ihm verwehrt.

Am 14. November 1943 sprach Generaloberst Dietl von den Stufen der Feldherrnhalle zum deutschen Volke. Des Beispiel des deutschen Frontsoldaten, der in allen Lagen durchgehalten habe und durchhalten werde, stellte er den zahlreich versammelten Hörern vor Augen. Seine Ansprache klang aus in einem Treue- und Glaubensbekenntnis zum Führer mit den Worten: «Je schwieriger die Lage, desto mehr vertraue ich ihm».

Der Führer und das deutsche Volk haben einen treuen Diener verloren. Ueber das Grab hinaus wird unauslöschlich der Dank sein Gedächtnis begleiten, der Dank für ein Leben der Treue, für ein Leben für Deutschland und für seinen Führer.

Er war und bleibt ein leuchtendes Vorbild für uns alle. Nun erst recht wollen wir in seinem Sinne und in seinem Geist leben und kämpfen für unseren Führer und die Freiheit des Grossdeutschen Reiches. Wenn wir das vollbringen mit aller leidenschaftlichen Hingabe, so bleiben wir mit dem dahingegangenen Kameraden auf engste verbunden.

An deinem Sarg, Generaloberst Dietl, und in deinem Geist geloben wir in dieser Stunde, mit deinen Worten den Blick fest auf den Führer gerichtet: «Je schwieriger die Lage, desto mehr vertrauen wir ihm».

Die Ansprache des Führers

Als der Generalfeldmarschall geendet hat, begibt sich der Führer ans Rednerpult. Er widmet dem toten Freund und Kameraden einen warm empfundenen Nachruf. Die Worte des Führers kommen aus tiefstem Herzen. «Als Generaloberst Dietl zuletzt bei mir war, — aufgrund der neuen militärischen Lage in Finnland — da sprach ich ihm», so sagte der Führer, «das bedingungslose Vertrauen aus, auch in Zukunft mit jeder Situation unter allen Umständen fertig zu werden und wenn notwendig, auch die schwersten Aufgaben zu meistern. Er war durchdrungen von der Ueberzeugung, dass am Ende selbstverständlich unser gemeinsamer Sieg stehen wird, ja er war durchdrungen von dem Bewusstsein, dass es überhaupt keinen grossen Erfolg auf dieser Welt gibt, der nicht unter schweren Opfern und Schmerzen errungen wird. Meine persönliche Freundschaft zu ihm macht es mir deshalb besonders schmerzlich, seiner zu gedenken. Wenn ich», so schloss der Führer, «von diesem Freunde heute Abschied nehme, geschieht es mit den stärksten Empfindungen eines tief getroffenen Mannes, auf der anderen Seite aber mit dem unbeugsamen Fanatismus, dass auch dieses Opfer auf dem Altar des Vaterlandes uns alle nur eine neue Verpflichtung ist». Als er geendet hat, tragen unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden vier Oberfeldwebel, Söhne aus den Alpengauen, mit dem Edelweiss auf dem rechten Aermel, den Kranz des Führers, ein riesiges Gebinde aus Alpenrosen und Edelweiss. Und während die Spitzen der Fahnen sich senken, die Hände zum Gruss sich erheben und dumpf der Trauersalut ertönt, schmückt der Führer den Sarg mit seinem Kranz als letzten Gruss an den treuen Gefolgmann und entbietet ihm damit zugleich den tiefen Dank der ganzen deutschen Nation. Längere Zeit verweilt der Führer vor den sterblichen Ueberresten des Generals und hält stumme Zwiesprache mit seinem Kameraden. Dann klingen die Lieder der Nation auf. Sie reissen die Gedanken hoch und hin zu Volk und Reich, für das Generaloberst Dietl gelebt und gearbeitet, gekämpft und gesiegt hat.

Der Führer wendet sich noch einmal den nächsten Angehörigen des Generalobersten zu und verlässt dann, ehrfurchtvoll von den Trauergästen gegrüsst, die Stätte des Staatsaktes. Der Trauerakt ist beendet.

Im Anschluss an den Staatsakt wird der Sarg mit den sterblichen Ueberresten des Generalobersten auf die Lafette gehoben und zum nächsten Bahnhof geleitet. Dem Sarg voraus marschieren die Kranzträger, der Lafette folgen die Trauergäste, denen sich inzwischen auch Ehrenformationen der Partei und ihrer Gliederungen angeschlossen haben.

Tagesbefehl des Führers

FUERERHAUPTQUARTIER

Der Führer erliess zum Tode des Generaloberst Dietl folgenden Tagesbefehl:

Am 23. Juni 1944 ist Generaloberst Dietl bei einem Flugzeugunfall tödlich verunglückt.

Als hervorragender Soldat im Ringen um unser nationalsozialistisches Deutschland hat sich Generaloberst Dietl besonders im Kampf um Norwegen und Finnland ausgezeichnet und seine Männer von Sieg zu Sieg geführt.

Unvergesslich wird sein Kampfraum Narvik bleiben gegen stärkste Uebermacht des Feindes und unter härtesten Bedingungen.

Generaloberst Dietl wird für alle Soldaten und für das ganze deutsche Volk der Inbegriff des Glaubens an unser nationalsozialistisches Deutschland und seinen Sieg sein. Ein Vorbild unnachgiebiger Härte und nie erloschener Treue bis zum Tode.

Als Tapfersten der Tapferen wurde ihm am 19. Juli 1940 als ersten Soldaten unserer stolzen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Als fanatischer Nationalsozialist hat sich Generaloberst Dietl in unwandelbarer Treue und leidenschaftlichem Glauben seit Beginn des Kampfes unserer Bewegung für das Grossdeutsche Reich persönlich eingesetzt.

Ich verliere deshalb in ihm einen meiner treuesten Kameraden aus langer schwerer gemeinsamer Kampfzeit.

Sein Name wird in seiner stolzen Gebirgsarmee weiterleben und darüber hinaus verbunden sein mit dem unserer tapferen finnischen Verbündeten. Er wird als Symbol dieser Waffenbrüderschaft gelten.

Seine Armee aber trägt seinen Stempel der opfermutigen Treue und des bedingungslosen Glaubens an den endgültigen Sieg.

In Würdigung seines immerwährenden heldenhaften Einsatzes verleihe ich dem Generaloberst Dietl das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

gez. Adolf Hitler

England vertuscht

London hält das Ausmass der durch «V 1» angerichteten Zerstörungen weiter geheim

BERLIN

Nach Meldungen des Londoner Nachrichtendienstes und nach Mitteilungen des Reuter-Büros lag Südengland auch am Freitagnachmittag unter dem schweren Feuer der neuen deutschen Waffe «V 1». In der Nacht zum Samstag wurde ebenfalls aus Südengland starke Tätigkeit der deutschen Geheimwaffe gemeldet, die vor allem in den Morgenstunden des Samstag an Heftigkeit zunahm.

Hinter diesen lapidaren Sätzen der Reuter- und Rundfunkmeldung liegen die furchtbaren Geheimnisse über die Auswirkungen der Vergeltungswaffe verborgen. Schon die Tatsache, dass die englische Regierung immer noch alle Meldungen über das Ausmass der Zerstörungen sperrt, beweist am deutlichsten, wie bitter London und die übrigen Ziele in Südengland von den Auswirkungen der «V 1» betroffen werden. Aussagen von Passagieren, die im Flugzeug von London in Lissabon eintrafen, bestätigen den Umfang der Zerstörungen, die vor allem in London angerichtet wurden.

So erfahren wir aus Lissabon, dass Flugpassagiere auf dem Wege von London zum Flugplatz nicht weniger als 19 Grossbrände beobachteten, die man noch nicht hatte beherrschen können. Einstimmig erklärten alle Passagiere, englische Diplomaten und Offiziere, dass die neue deutsche Waffe sehr «ernst» sei.

Die alliierten Kreise in Portugal versuchen jedoch, diese Augenzeugenberichte zu verhindern und weisen darauf hin, dass jetzt alles darauf ankomme, über die wirkliche Wirkung der «V 1»-Angriffe so wenig wie möglich in der Oeffentlichkeit bekannt werden zu lassen. Es sei notwendig, die Angelegenheit zu bagatellisieren. Auf keinem Fall dürfe man im neutralen Ausland, dass bereits vom Endsieg der Alliierten überzeugt sei, einen Zweifel aufkommen lassen. Dies sei aber sofort der Fall, wenn Nachrichten über die Zerstörungen durch «V 1» bekannt würden. Man müsse die gleiche Politik anwenden, wie sie in England selbst üblich sei, nämlich, dass Bewohner von London nichts von den Zerstörungen in Plymouth oder in Porthsmout wissen brauchen und umgekehrt.

Hohe Verluste des Feindes

51 Fracht- und Transportschiffe mit 312 600 BRT sowie zahlreiche Kriegsschiffe im Juni versenkt

USA-Angriff nordöstlich St. Lô abgewiesen

Aus dem Führerhauptquartier, 1. Juli 1944

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Nordwestspitze der Halbinsel Cherbourg setzten unsere schwachen Kräfte, auf engem Raum zusammengedrängt, ihren erbitterten Widerstand gegen die feindliche Uebermacht fort. Bis zuletzt kämpfend, fügten sie dem Gegner noch schwere Verluste zu. Oestlich der Orne führte der Feind mehrere erfolglose Vorstösse. Im Einbruchsraum südwestlich Caen wurde der Gegner in die Verteidigung gedrängt und beschränkte sich auf örtliche Aufklärungsvorstösse, die vor unseren Abriegelungsfronten zusammenbrachen. Unsere Gegenangriffe von Südwesten her gewannen beiderseits des Odon trotz zähen Widerstandes und starken feindlichen Artilleriefeuers, besonders von See her langsam weiter Boden.

Nordöstlich St. Lô traten nordamerikanische Truppen, von starker Artillerie, Panzern und Luftwaffe unterstützt zum Angriff an. Sie wurden im zusammengefassten Abwehrfeuer unter hohen blutigen Verlusten abgewiesen. 19 feindliche Panzer wurden vernichtet.

Die Luftwaffe unterstützte mit starken Schlachtfliegerkräften die Kämpfe des Heeres im normannischen Landekopf.

Ueber dem Landekopf und den besetzten Westgebieten wurden 25 feindliche Flugzeuge, darunter 15 viermotorige Bomber zum Absturz gebracht.

Leutnant Schenk, Zugführer in einem Panzerregiment, schoss am 27. Juni südwestlich Caen 12 feindliche Panzer ab.

In den Kämpfen um Cherbourg hat sich ein Flak-Regiment unter Führung von Oberst Hermann hervorragend bewährt.

Heeres-Küstenbatterien erzielten mehrere Treffer auf feindlichen Landungsbooten vor der Orne-Mündung und zwangen einen Zerstörer zum Abdrehen.

In der Bretagne wurde ein feindlicher Sabotagetrupp im Kampf niedergemacht.

Schweres Vergeltungsfeuer auf London geht weiter.

Auf dem Westflügel der italienischen Front griff der Gegner von der Küste bis zum Trasimenischen See mit zusammengefassten Infanterie- und Panzerkräften weiter an. In äusserst verlustreichen Kämpfen gelang es dem Feind, im Küstenabschnitt und im Raum südlich Siena, weiter vorzudringen. Die Kämpfe dauern hier mit unverminderter Heftigkeit an.

In der Adria versenkte Bordflak eines deutschen Dampfers ein feindliches Schnellboot.

Im Mittelabschnitt der Ostfront stehen unsere Truppen weiter in schwerem Abwehrkampf. In der Stadt Sluk sind Strassenkämpfe im Gange. Auch im Raum von Ossipowitschi und bei Borissow finden stärkere von Panzern unterstützte Angriffe der Sowjets statt. Am Oberlauf der Beresina sowie westlich und südwestlich Polozk wurden die feindlichen Angriffe in harten Kämpfen aufgefangen.

In die Abwehrkämpfe griffen deutsche Schlachtfliegergeschwader mit guter Wirkung ein. Sie fügten dem Feinde schwere blutige und Materialverluste zu.

Sicherungsfahrzeuge der Kriegsmarine versenkten im finnischen Meerbusen bei der Insel Narvi drei angreifende sowjetische Schnellboote und brachten Gefangene ein.

Ein starker nordamerikanischer Bomberverband warf gestern verstreut Bomben im ungarischen Raum. Deutsche und ungarische Jäger schossen 13 feindliche Flugzeuge, darunter 12 viermotorige Bomber ab.

Einzelne britische Flugzeuge warfen in der vergangenen Nacht Bomben im rheinisch-westfälischen Gebiet.

Im Kampf gegen die feindliche Invasionsflotte und den Nachschub über See versenkten Luftwaffe, Kriegsmarine, Heeres- und Marine-Küstenbatterien im Monat Juni 31 Fracht- und Transportschiffe mit 312 600 BRT, 56 weitere Schiffe mit 328 000 BRT sowie zahlreiche kleinere Transportfahrzeuge und Landungsboote wurden zum Teil schwer beschädigt. An feindlichen Kriegsschiffen wurden zwei schwere und drei leichte Kreuzer, 22 Zerstörer, 15 Schnellboote, ein U-Boot, drei Landungsboote und ein Bewacher versenkt. Mehrere Schlachtschiffe, darunter ein Schiff der Nelson-Klasse, 21 Kreuzer, 22 Zerstörer, 26 Landungspezialschiffe und 12 Schnellboote wurden durch Bomben-, Torpedo- und Artillerietreffer schwer beschädigt. Mit der Vernichtung eines Teiles dieser Schiffe kann gerechnet werden. Die feindlichen Schiffsverluste erhöhen sich noch durch Minentreffer.

Das Eichenlaub verliehen

FUEHRERHAUPTQUARTIER

Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberst d. R. Kolb, Kommandeur eines Grenadier-Regiments aus Friedberg (Hessen) als 514. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Neue Ritterkreuzträger

BERLIN

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Oberst Georg Henning v. Heydebreck, Kommandeur des Fallschirm-Panzer-Regiments 2 Hermann Göring;

Oberst Hanns-Horst v. Necker, Kommandeur des Fallschirm-Panzer-Grenadier-Regiments 2 Hermann Göring;

Major Eichmeier, Kommandeur einer leichten Flak-Abteilung.

Hauptmann Herbert Proll, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment, geb. am 17.12.1919 in Kassel;

Leutnant Woidich, Flugzeugführer in einem Jagdgeschwader.

Wachmeister Theodor Hotzy, Zugführer in einem Münchener Füsilier-Bataillon, geb. am. 15.9.1920 in Waltroquitz, Kreis Znaim.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Stalin: «Noch mehr! Noch mehr!»

Die Abwehrschlacht im Osten

Schwere Kämpfe bei Sluzk und an der Rollbahn westlich von Orscha – Neue hohe Feindverluste

BERLIN

In grossen Zügen hat das Bild der Abwehrschlacht im Mittelabschnitt der Ostfront während der letzten 24 Stunden keine entscheidende Veränderung erfahren. Die südliche Angriffsarmee der Bolschewisten steht bei Sluzk in heftigen Kämpfen mit deutschen Sicherungskräften, während die nördliche Angriffsgruppe in allgemein südwestlicher Richtung auf Minsk vorzustossen sucht. Dazwischen operieren besonders starke Panzer und motorisierte Verbände der Sowjets im Zuge der Rollbahn, die über Orscha hinaus nach Westen führt. Die Kämpfe mit diesen Einheiten dauerten den ganzen Tag über mit besonderer Heftigkeit im Beresina-Abschnitt an. Das grossräumige operative Ziel der Bolschewisten ist nach wie vor der Vorstoss mit den beiden Flügelarmeen auf den Raum von Minsk, um von hier aus nach Osten eindrehend die deutschen Kräfte einschliessen und vernichten zu können. Dazwischen zeichnet sich noch eine Teiloperation ab. Die sowjetische Führung ist darum bemüht, die deutsche Beresina-Verteidigung südlich und nördlich zu umgehen und dadurch aus den Angeln zu heben.

Zur Lage im einzelnen erfahren wir: Nach langem, erbittertem Ringen drangen starke bolschewistische Panzerverbände, denen dicht aufgeschlossene motorisierte Schützeneinheiten folgten, in die Stadt Sluzk ein und stiessen von hier aus zunächst nach Westen und Norden weiter vor. Die nach Westen vorstossende Angriffsgruppe wurde dann aber durch den schwungvollen Gegenstoss eines deutschen Reserveverbandes wieder in die Stadt zurückgeworfen. In Sluzk fanden während der Abendstunden heftige Strassenkämpfe statt, in deren Verlauf die angreifenden deutschen Grenadiere 17 Panzer und Sturmgeschütze der Bolschewisten mit Nahkampfmitteln vernichteten. Die nach Norden vorstossenden Sowjetverbände wurden wenige Kilometer ausserhalb des Stadtbereichs durch eine gepanzerte deutsche Kampfgruppe aufgefangen, wodurch der Durchbruch auf Minsk vereitelt wurde. Heftige Kämpfe entwickelten sich auch im Raum von Ossiponitschi. Verbände der operativen deutschen Reserven hatten hier schon vor drei Tagen eine feste Sperrstellung bezogen, um ein Vordringen der motorisierten Schützendivisionen, die die Bolschewisten zum Durchbruch nach Nordwesten angesetzt hatten, zu verhindern.

Im übrigen aber konnten alle sowjetischen Versuche, die Beresina an mehreren Stellen zu überschreiten, vereitelt werden. Sowjetische Panzerverbände, die beiderseits der Rollbahn im Raum von Borissow gegen die deutschen Linien anrannten, verloren durch Pak und Flakartillerie 29 Kampfwagen, 17 weitere Panzer wurden in diesem Raum durch Schlachtflieger ausser Gefecht gesetzt.

Als fester Punkt behauptet sich das deutsche Stellungssystem bei Polozk nach wir vor erfolgreich gegen alle sowjetischen Anstürme. Die deutschen Linien waren in der Nacht zuvor im Osten und Süden etwas enger an die Stadt herangenommen worden, um Kräfte einzusparen und weitere bewegliche Reserven bilden zu können. Seit den ersten Morgenstunden berannten die Bolschewisten nun die verkürzte Linie ununterbrochen vom Osten, Südosten und Süden her. Dabei versuchten sie mit einer Panzergruppe, der auch motorisierte Formationen zugeteilt waren, südwestlich ausholend, die deutschen Positionen zu umgehen. Sie stiessen dabei bis zur Stadt Szisna vor, wurden jedoch durch einen Gegenstoss selbst in der Flanke gepackt und auf ihre Ausgangspositionen zurückgeworfen. Dabei verloren die Bolschewisten zahlreiche Tote, erhebliche Mengen an Kriegsmaterial, insbesondere an Fahrzeugen. 13 Panzer blieben in deutscher Hand. Neun weitere brachen im Feuer der deutschen Artillerie zusammen. Anhaltende sowjetische Kräftezuführungen lassen darauf schliessen, dass die Bolschewisten ihre Offensive im Mittelteil der Ostfront noch längere Zeit fortzusetzen gedenken.

Finnland steht einig hinter der Regierung

HELSINKI

Das finnische Nachrichtenbüro gab eine Erklärung der sozialdemokratischen Reichstagsgruppe zu der am 28. Juni veröffentlichten Verlautbarung über die zwischen Finnland und Deutschland geführten Verhandlungen bezüglich einer Waffenhilfe und deren Ergebnis bekannt.

Zu der bei diesen Verhandlungen getroffenen Entscheidung wird in dieser Erklärung festgestellt: «Die Verteidigung Finnlands gegen die drohende Gefahr ist im Augenblick die wichtigste Aufgabe, die alle Volksschichten unterstützen müssen. Im Vertrauen auf den Willen der organisierten Arbeiterschaft, auch weiterhin einig auf dem Standpunkt ihrer Grundanschauung zu stehen, fordern wir eindringlich alle Arbeiter auf, in der gegenwärtigen stürmischen Lage sich ruhig zu verhalten und mit allen Mitteln unsere Wehrmacht in ihrem Kampf für die Bewahrung der selbständigen Zukunft unseres Vaterlandes zu unterstützen.»

Die Waage

Englische Selbstenthüllung

We. *Der englische Flugzeugminister Sir Stafford Cripps gab kürzlich folgende, vorher nie veröffentlichte Ziffern über die englische Flugzeugproduktion 1936 bis 1940 bekannt, die jetzt den «Daily Telegraph» zu einem interessanten Kommentar veranlassen. England produzierte angeblich 1936 nur 1830 Flugzeuge (im Jahr), 1938 schon 2827, im folgenden Jahr 7940 und 1940 bereits 15 049 Flugzeuge. Bei all diesen Zahlen handelt es sich natürlich um Flugzeuge der «ersten Linie», also nicht um Schul- oder Sportflugzeuge, Transport- oder Verkehrsmaschinen. Der konservative «Daily Telegraph» bemerkt jetzt in einer Polemik gegen die Labour-Partei und zum Ruhme der konservativen Luftfahrtminister, die in den Jahren vor dem Krieg die Verantwortung trugen, dass bereits damals alles Notwendige für die grosse Kriegsaufrüstung getan worden sei. Wörtlich schreibt das Blatt: «In der Flugzeugproduktion müssen die Vorbereitungen getroffen werden lange vor der eigentlichen fabrikmässigen Herstellung. Ohne die achtfache Vermehrung des Luftwaffenetats in den 4 Jahren vor dem Krieg hätten wir nicht die Flugzeuge für die Schlacht von 1940 gehabt». Und erst recht nicht, so kann hinzugefügt werden, die Terrorbomber für die Luftkriegführung gegen das deutsche Volk. England hat, wie ja auch bereits durch zahlreiche andere Zeugnisse enthüllt worden ist, lange vor dem offenen Krieg den Grund gelegt zu dieser Terrorkriegführung. Ohne dieses Wissen, ohne diese Vorbereitungen hätte es natürlich nicht gewagt, 1939 den offenen Kampf vom Zaune zu brechen. In aller Ruhe wurden neben der Steigerung der eigentlichen Luftwaffenerzeugung alle Massnahmen getroffen, um eines Tages zur Massenproduktion von Terrorbombern überzugehen. Die Verantwortlichen waren konservative Minister und spezielle Churchill-Freunde, wie Lord Swinton und Sir Kingsley Wood. Churchill rief im Verein mit anderen ruhelos nach mehr Mitteln für die Flugzeuge und vor allem für die Luftstreitkräfte, und er setzte entsprechende Massnahmen auch durch. Der von der Labour-Partei dauernd markierte Pazifismus aber blendete die Augen der Welt und förderte jene Tarnungskünste, die England als ein wirklich dem Frieden geneigtes Land hinstellen sollten. Manche Labour-Politiker protestierten damals noch scheinheilig offen gegen die gefährliche Häufung der Rüstungen und die unaufhörliche Erhöhung der Ausgaben für Kriegsvorbereitungszwecke, während sie heute ihre wahre Einstellung bekunden, indem sie Churchills Kriegspolitik genau so mitmachen wie seine Sozialreaktion 1938. Im Jahr von München waren die Ausgaben für die englische Luftwaffe gegenüber dem Stand von nur drei Jahren zuvor schon verachtfacht, wenn auch die Produktion selbst erst anlief. Deshalb machte England zum Schein die Verständigung von München mit. Im nächsten Jahr, als man wusste, dass die Produktion bald auf volle Touren kommen werde, wurde die Maske fallengelassen und der Krieg entfesselt.*

Staatsbegräbnis für Henriot

PARIS

In der Notre-Dame-Kirche fand am Samstag unter Beteiligung der Spitzen der französischen und deutschen Behörden das Staatsbegräbnis für den ermordeten ersten französischen Propagandaminister Philipp Henriot statt. Den Trauergottesdienst versah der Erzbischof von Paris, Kardinal Suhard, umgeben vom Domkapitel der Notre-Dame-Kirche. An der Seite der Hinterbliebenen mit Frau Henriot, waren Regierungschef Laval und sämtliche in Paris anwesende Minister sowie der Generalsekretär der Miliz, Joseph Darnand, zugegen.

Beileid des Reichsaussenministers

BERLIN

Der Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop hat aus Anlass der Ermordung des französischen Staatssekretärs für Information und Propaganda, Philippe Henriot, dem Präsidenten Laval seine aufrichtigste Anteilnahme ausgesprochen.

DER WOCHENSPIEGEL

Die letzte Woche stand militärisch gesehen unter dem konzentrischen Grossangriff der gegnerischen Koalition. An allen Fronten traten die Feinde zum Vorstoss an. Dank des zähen Ausharrens im Süden und Osten und dank der wuchtig geführten Gegenstösse im Westen gelang es den Feinden aber nirgends, einen operativen Erfolg zu erkämpfen. In Cherbourg leisteten die Verteidigungskräfte in einzelnen Stützpunkten die ganze Woche hindurch noch zähen Widerstand und hinderten damit die Invasionisten an der operativen Auswertung der Besetzung der Stadt. In Italien lieferten die Truppen Kesselrings wie bisher harte Nachhutgefechte, durch die dem Gegner ein hoher Verschleiss an Menschen und Material aufgezwungen wurde. Die Kämpfe im Mittelabschnitt der Ostfront zeigen, wenn sie im einzelnen auch heftiger sind, das gleiche Bild wie in Italien. Auch hier konnte der Gegner unter höchstem Aufwand von Material und Menschen Geländegewinne erzielen, nirgends jedoch den geplanten Durchbruch erzwingen. Finnland stand weiterhin in der Abwehr des bolschewistischen Vorstosses, der in den letzten Tagen durch eine starke Offensive des Nervenkrieges, vor allem auf diplomatischem Gebiet, unterstützt wurde.

Konzentrische Angriffe

Die jüngsten Ereignisse stellten die deutsche Führung vor das seit langem angekündigte militärische Zusammenspiel der Feindkoalition. Im Westen, Süden und Osten sind die Gegner gleichzeitig unter hohem Material- und Menschenaufwand gegen unseren Verteidigungsring angetreten. Es ist damit die schon seit vielen Monaten von der feindlichen Agitation angekündigte Stunde X gekommen, die der Beginn zur Niederringung Europas sein soll. Das Ergebnis dieser zwar ernst zu nehmenden feindlichen Bemühungen zeigt indessen, dass die deutsche Verteigung dem Ansturm durchaus gewachsen ist. Die Erfolge, die in den letzten Wochen von den Gegnern erzwungen wurden, haben keinen entscheidenden Charakter. Sie führten bei geringsten Eigenverlusten zu einer immensen Schwächung der feindlichen Kräfte. Die im Osten sowohl als auch im Süden errungenen Geländegewinne nehmen sich im Hinblick auf das Gesamtgeschehen als unbedeutend aus. Sie beweisen auch, dass die deutsche Führung an dem Prinzip festhält, die Entscheidung des Sommers auf dem Schauplatz der Invasion zu suchen. Dort steht die Entscheidungsschlacht noch aus, ehe sie begann, wurden den Invasionisten jedoch hunderttausende seiner Soldaten durch unsere Gegenmassnahmen ausgeschaltet. Selbst die Einnahme der Stadt Cherbourg verliert an Gewicht, wenn wir erfahren, dass der Hafen auf lange Zeit hinaus unbenutzbar gemacht wurde. Nicht ohne Rückwirkung auf die Ereignisse im Westen dürfte auch das Vergeltungsfeuer der «V 1»-Waffe bleiben, die gerade in den letzten Tagen ihre Tätigkeit durch heftigeres Feuer verstärkte.

Blick auf die Fronten

Der Schauplatz der Invasion bietet im ganzen gesehen ein noch immer unverändertes Bild. Zwar konnten die Gegner die Einnahme von Cherbourg melden, mussten aber eingestehen, dass sich deutsche Stützpunkte mit zäher Verbissenheit weiterhin im Raum von Cherbourg wehren und damit die Auswertung ihres Vorstosses bedeutend stören. In den übrigen Abschnitten, so beispielsweise bei Tilly, ist es den Anglo-Amerikanern nicht gelungen, weiteren Boden zu gewinnen. Sie befinden sich dort noch immer in der Reichweite ihrer schweren Schiffsgeschütze, unter deren Feuerglocke sie zwar Einbrüche erzwingen können, den deutschen Gegenstössen, die massiert und kräftig geführt werden, sind sie jedoch nicht gewachsen. Der Kampf ist dort in eine Phase zähen Ringens um Ortschaften, Höhen und Flussufer getreten, ohne dass sich grössere strategische Aspekte für den Angreifer bieten. Die Verluste an Menschen und vor allem an Panzern, die die Anglo-Amerikaner an der gesamten Südfront der Normandie erleiden, lassen den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen, zumal die deutschen Hauptkräfte noch immer nicht in die Schlacht eingegriffen haben.

In Italien blieb die Lage im allgemeinen unverändert. Zwar konnten die Gegner in verschiedenen Abschnitten, so bei Siena, Perugia und im Raum vom Trasimenischen See wenige Kilometer Bodengewinne verbuchen, mussten dafür aber ungewöhnlich hohe und verhältnismässig unrentable Verluste in Kauf nehmen. Kesselrings Truppen erfüllen in diesen Gefechten durchaus die ihnen gestellten Aufgaben, die auf eine Bindung und Minderung von starken Feindkräften weit vom Schauplatz der Invasion hinzielen. Das Rätselraten des Gegners, wo die neue Verteidigungslinie seinem langsamen Vormarsch ein Halt bieten wird, ist noch nicht gelöst. Fest steht jedenfalls, dass mit jedem Tag, der verstreicht, die neue Linie an Abwehrkraft gewinnt. Die Bemühungen der Feinde, diese Frist durch Gewaltanstrengungen zu verkürzen, zwingt sie zur Verausgabung von Kräften, die ihnen bei dem Ansturm gegen die neue Front fehlen werden.

Der Vorstoss der Bolschewisten im Mittelabschnitt der Ostfront sah die deutsche Abwehr trotz der zahlenmässigen Ueberlegenheit des Gegners in der vergangenen Woche erfolgreich. In harten, äusserst blutigen Gefechten gelang es den Sowjets zwar, Orscha und Witebsk zu besetzen und in die Räume östlich der mittleren und oberen Beresina vorzudringen, strategische Erfolge blieben ihnen jedoch versagt. Die Kämpfe der letzten Tage um Bobruisk und Mogilew bewiesen, dass die Absetzbewegungen unseren Verbänden die Kampfkraft nicht genommen haben. Sie erfüllen hier die gleiche Aufgabe, wie die Soldaten in Italien, nämlich den Gegner mit hinhaltendem Widerstand weitestens zu erschöpfen. Dass ihnen dies gelingt, beweisen die Zahlen von abgeschossenen Feindpanzern. Das rechte Licht gewinnen die Kampfhandlungen im Osten erst, wenn man sie im Zusammenhang mit den anderen Schauplätzen des Krieges betrachtet. Der Osten und Süden hat zur Stunde im Hinblick auf den Westen an Bedeutung verloren. Der Besitz oder Verlust von hundert Kilometern russischer Steppe hat in diesem Zusammenhang keinen bedeutsamen Wert mehr. Wichtig ist es nur, einen Durchbruch zu verhindern.

Finnland im Kreuzfeuer

Das tapfere finnische Volk stand in den letzten Tagen im Kreuzfeuer der Feinddiplomatie, die es dazu zwingen will, die Waffen niederzulegen. Wenn seine Staatsführung allen diesen Angriffen und angeblich gutgemeinten Ratschlägen gegenüber genau so standhaft blieb, wie der finnische Soldat dem Ansturm der Sowjets trotzt, so sehen wir darin eine Bestätigung, dass dieses Volk nicht gewillt ist, einen Selbstmord zu begehen. Selbst der Abbruch der diplomatischen Beziehungen der USA zu Finnland konnte an diesem Standpunkt nichts ändern. Er zeigt vielmehr, welchen Sinnes die bisher von dieser Seite vorgebrachten «Ratschläge» gewesen sind. Der Besuch des deutschen Reichsaussenministers in Helsinki hat eine gewisse Klärung in das diplomatische Durcheinander gebracht. Er hat gezeigt, dass Deutschland seinen Verbündeten in der Stunde der Not näher denn je steht, wie das Versprechen, den Finnen mit Waffenhilfe beizustehen, beweist.

Die Anteilnahme der übrigen europäischen Länder an dem Schicksal Finnlands zeigt, dass sich allenthalben die Erkenntnis durchzusetzen beginnt, welche Gefahr vom Bolschewismus und seinen plutokratischen Schrittmachern unserem Kontinent droht. Die Balkanstaaten sind voll des Lobes über das Ausharren unseres arg bedrängten Verbündeten. Auch in Frankreich fand man trotz der eigenen Schwierigkeiten Worte der Anerkennung, die klar beweisen, für wessen Sache die Herzen der Franzosen heute schlagen. Nach der Ermordung des französischen Popagandaministers Philippe Henriot scheint sich diese anti-alliierte Meinung nur noch verbreitert zu haben. Diese verabscheuungswürdige Tat hat allen jenen die Augen über die wahren Absichten der Feindkoalition geöffnet, die vielleicht insgeheim noch hofften, der Gegner würde seine Agitation über die «Befreiung» Frankreichs und ganz Europas wahr machen.

—ng.

Aus aller Welt gedrahtet

Ein Führer-Erlass

Durch Führererlass sind die Provinzen Hessen-Nassau und Sachsen geteilt worden. An ihre Stelle treten ab 1. Juli 1944 die Provinzen Kurhessen, Nassau, Magdeburg und Halle.

Oberstleutnant Graf heiratete

Oberstleutnant Hermann Graf, der als erster deutscher Jagdflieger über zweihundert Luftsiege errang, hat die Filmschauspielerin Jola Jobsten geheiratet.

Antijüdische Aufschriften

Das englische Bolschewistenblatt «Daily Worker» berichtet von antijüdischen Kreideaufschriften, die sich an den Häuserwänden Londons befinden. So standen kürzlich an der Wand einer U-Bahnstation die Worte: «Leerstehende Wohnungen von Evakuierten zu vermieten — Juden unerwünscht!» Und in der Gegend des Hyde-Parks konnte man lesen: «Das ist Judas Krieg».

Roosevelt warnt...

Präsident Roosevelt warnte, Reuter zufolge, die USA-Bevölkerung vor übertriebenem Optimismus. Allgemein scheine im Lande, so erklärt er, die Auffassung zu bestehen, als sei der Krieg so gut wie gewonnen. Dieser Auffassung müsse unverzüglich entgegengetreten werden.

USA-Soldaten morden

In Kalkutta traten die Taxi-Chauffeure in Streik, weil ein Betrunkener USA-Soldat einen Taxi-Chauffeur getötet hatte. Das USA-Kommando musste eine Erklärung veröffentlichen, um die Oeffentlichkeit zu beruhigen.

Syrischer Scheich leitet Aufstand

Der unlängst gemeldete syrische Aufstand wurde von Scheich Mohammed El-Aschmar geführt. Nach der Niederwerfung der Aufstände ist Scheich Mohammed El-Aschmar verschwunden. Es ist nicht bekannt, ob er gefangen genommen wurde oder sich verborgen hält.

Milliardär verhaftet

Wie aus Buenos Aires gemeldet wird, haben die argentinischen Behörden den bekannten Wirtschaftsmagnaten Otto Edward Bemberg wegen Steuerhinterziehung verhaftet und sein Vermögen beschlagnahmt. Bemberg gehörte zu den reichsten Leuten der Welt. Sein Vermögen wird auf mehr als eine Milliarde Dollar geschätzt.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirich (verreist) i. V.: H. Bengtsson sämtliche in Triest
Druck: bei der Società Editrice del «Piccolo»

BIBLIOTECA COMUNALE DI TRIESTE

Forum

Briefe an die „Adria-Zeitung"

Etwas über BRT

In einer der letzten Zeitungen wurde in einem Artikel die Versenkung von Handels- und Kriegsschiffen behandelt. Dabei wurde, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, die Zahl 20.000 BRT für ein Kriegsschiff genannt. Dieser Ausdruck stimmt nicht ganz mit den tatsächlichen Verhältnissen überein. Es ist zwar schon öfter in den Tageszeitungen die Frage: «Was ist eine BRT» behandelt worden. Bei dem Durcheinander von Tonnen wird sicher mancher auch im Adria-Raum dazu eine Frage und Unklarheit haben.

Dazu ein kleiner Versuch, Schwierigkeiten zu beseitigen. Bei Kriegschiffen erfolgt die Grössenangabe stets in Deplacement- oder Gewichtstonnen. Das ist bei allen Kriegsschiffen der Welt so und ein Blick in den «Weyer» bestätigt diese Tatsache.

Was ist nun eine Deplacement- oder Gewichtstonne? Nichts weiter als die übliche Tonne zu 1.000 kg. In dieser Zahl wird die Grösse des Schiffes angegeben. Der Grund ist darin zu suchen, dass beim Kriegsschiff der Ausrüstungszustand (für das Handelsschiff annähernd als Beladungszustand aufzufassen) abgesehen von unerheblichen Aenderungen, immer der gleiche bleibt.

Liegt das Schiff im Wasser, so verdrängt es eine gewisse Menge davon. Diese Menge — Deplacement — entspricht nach den physikalischen Gesetzen dem Gewicht des Schiffes. Somit ist diese Art der Grössenangabe auf eine konstante Grösse zurückzuführen und kann leicht als Vorstellung für Kriegsschiff-Grössen benutzt werden.

Wie schon erwähnt, ist im Nachschlagewerk «Weyer», bei allen Flotten der Welt diese Form angewandt. Anders dagegen liegt der Fall beim Handelsschiff, welches in BRT und NRT (Netto-Reg. Tons) angegeben wird. Diese Regelung der Grössenangabe ist international und alle Schiffe sind im Nachschlagewerk für Handelsschiffe «Lloyds-Register» mit diesen beiden Werten angegeben.

Die Bezeichnung BRT stammt aus den frühesten Anfängen der Handelsschiffahrt, wo mit leeren Tonnen die Räume ausgefüllt wurden und addiert eine vorstellbare Grösse darstellten. Diese Angaben wurden registriert bei Lloyds. Nach unseren heutigen Schiffsmessungen beträgt eine BRT gleich 2,83 cbm.

Die BRT geben die gesamten Räume des Schiffes an. Bei den Netto-Tonnen kommen sämtliche Wohnräume, Provianträume usw. in Abzug, sodass lediglich der reine Frachtraum übrig bleibt. So werden z.B. bei einem Passagierdampfer die NRT verhältnissmässig gering im Vergleich zum Frachtdampfer sein.

Als dritte Grösse tauchen beim Handelsschiff noch die Ladetonnen auf, d.h. wieviel ein Schiff an Gewichtstonnen Fracht laden kann. BRT und Ladetonnen stehen ungefähr in dem Zusammenhang, dass die Brt 70% der Ladetonnen darstellen. Z.B. ein Schiff von 3.000 BRT ladet demnach ungefähr 4.500 to Fracht. (Gewichtstonnen!)

Das gilt für den Frachtdampfer, für den Passagierdampfer sieht das Bild ganz anders aus. Ein Zusammenhang ist dabei zwischen BRT und Ladetonnen nicht anzugeben, da diese Schiffe verschieden gebaut werden.

Die BRT stellt also eine Grösse dar, die allen Handelsschiffen gerecht wird, um überhaupt eine Vorstellung von der Grösse des Schiffes zu bekommen. Eine Grössenangabe in Deplacement wäre wohl möglich, stellt aber immer nur eine «Kann-Grösse» dar, weil das Frachtschiff wohl die angegebenen Tonnen transportieren kann aber die Güterart das nicht immer zulässt und somit nur die BRT oder cbm eine unveränderliche Grösse im Leben des Schiffes sind.

K. E., Triest

Der Hoftag in Friaul

Der Hohenstaufe Friedrich II. und sein europäisches Reich

Von MARIA RENATA GEORGI

«Der kaiserliche Thron, dem wir verbunden sind gleichwie die Glieder dem Haupt, ruht wie dieses auf unsern Schultern und wird gefestigt durch unseren Bau, so dass in erhabener Majestät das Kaisertum aufglänzt und unser Fürstentum jenen Glanz widerspiegelt». Dies verbrieften die deutschen Fürsten auf dem Friauler Hoftag, den der Hohenstaufe Friedrich II. im Jahre 1232 einberufen hatte.

Sonderbar genug, dass in den meisten Geschichtsbüchern kaum etwas über diesen Hoftag erwähnt ist, dass nur grössere Biographien des Kaisers ausführlich darüber sprechen und seine folgenschwere Bedeutung für das Deutsche Reich hervorheben. Denn damals an der Zeiten Wende vollzog sich die Umwandlung des mittelalterlichen Feudalstaates, der Deutschland bis dahin gewesen, in einen Fürstenbund und so wurde ihm die Möglichkeit genommen ein einheitlicher Nationelstaat zu werden, wie seine westlichen Nachbarn. Das wirkte sich bis nahezu in unsere Zeit aus. Denn die Risse, die sich damals schon im Inneren Deutschlands zeigten, konnten nur durch eine starke Reichsgewalt zusammengehalten werden.

Friedrich hatte den Hoftag einberufen um seinen widerspenstigen Sohn König Heinrich zum Gehorsam zu zwingen und dem Reich eine neue Verfassung zu geben. Beides lässt sich nicht voneinander trennen, vielmehr geht eines aus dem anderen hervor. Denn Heinrich hatte sich durch sein unpolitisches Verhalten von den deutschen Fürsten die Wormser Privilegien zu deren Gunsten abringen lassen, in welchen er auf seine königlichen Rechte fast gänzlich verzichtete und nach denen die nahezu unbeschränkte Gewalt auf die «Landesherren» überging. (1231).

Der junge König hatte nämlich seine fürstenfeindliche Einstellung allzu deutlich gezeigt; er umgab sich hauptsächlich mit Ministerialen, das heisst mit Mitgliedern des niederen Adels, auch stützte er seine Macht auf das, damals im Aufstieg begriffene Bürgertum und fällte zu dessen Gunsten Entscheidungen gegen die Fürsten. Und das in einem Augenblick, wo diese für den Kaiser beim Papst den Frieden von Ceprano vermittelten! (1230). Dass dieses Vorgehen des Sohnes dem Kaiser höchst ungelegen kam ist begreiflich, doch hätte er es noch gebilligt, wäre er davon überzeugt gewesen, dass Heinrich bewusst die neuen jugendfrischen Elemente im deutschen Volke förderte. Doch kannte Friedrich den Sohn zu genau und wusste, dass dieser, leichtfertig und planlos, lediglich aus Widerspruch gegen die Fürsten so gehandelt hatte. Der Kaiser konnte aber im Norden keine stauferfeindliche Fürstenverbindung brauchen, solange er in Italien die lombardischen Städte nicht unterworfen hatte.

Ende 1231 lud Friedrich II. die deutschen Fürsten zu einem Hoftag nach Ravenna. Auch König Heinrich war geladen, um sich zu rechtfertigen. Dieser erboste den kaiserlichen Vater durch seine Weigerung vor dessen Antlitz zu erscheinen noch mehr, denn Friedrich konnte wohl politisches Ungeschick verzeihen, nicht aber Ungehorsam. Die Ereignisse auf diesem Hoftag zu schildern würde zu weit führen. Soviel sei hier nur erwähnt, dass er eine Phase des nie endenden Kampfes mit dem Papsttum darstellte: bei einem guten Einvernehmen nach aussen schürte der Papst doch insgeheim bei Friedrichs Feinden, den lombardischen Städten und bestärkte sie so in ihrem aufrührerischen Vorhaben gegen den Kaiser. Denn nie und nimmer konnte der Vatikan ein starkes Deutsches Reich neben sich dulden, das ihm allzeit als der ärgste Rivale in seinen Weltherrschaftsansprüchen erschien.

In Folge dieser unerquicklichen Zustände — die Städte hatten den Fürsten die Veroneser Klause gesperrt und die scheinheiligen Vermittlungsversuche des Papstes waren einseitig — verlegte der Kaiser, um all diesen Konflikten auszuweichen, den Hoftag unvermittelt nach Friaul. Zuerst, zu Ostern, berief er die Fürsten nach Aquileia. Den immer noch widerspenstigen Sohn, der schliesslich zögernd der väterlichen Aufforderung nachgekommen war, hiess er samt Gefolge sich nach Cividale zu begeben.

Münze aus der Zeit Friedrich II. mit seinem Bildnis nach einer Zeichnung von Marisa

Später, als Heinrich sich durch Eide und Schriften verplichtet hatte, nie wieder etwas gegen des Kaisers Willen zu unternehmen, zog er selbst dorthin, wo denn auch die wichtigsten Entscheidungen gefällt wurden. In Udine und Pordenone wurde der Hoftag abgeschlossen, denn man wollte die Lasten nicht bloss eine Stadt tragen lassen.

Auf diesem Friauler Hoftag musste Friedrich das Wormser Privileg, das, wie gesagt, Heinrich von den Fürsten abgerungen worden war, bestätigen. Doch kommt noch hinzu, dass er zwischen dem Reiche und seinen Teilen einen Ausgleich schaffen wollte. Der Sizilianische Absolutismus musste mit dem bisherigen Lehens- und Heerkönigtum der Deutschen verbunden werden. Allerdings liess sich in Reich das Sizilianische Beamtensystem nicht einführen, denn die Grundlage dazu waren die Bürgerbildung und die Laienjuristen. Es mag sein, das Friedrich sich mit der Idee trug auch in Deutschland eine gleichförmige Verwaltungsform einzurichten — manches deutete darauf hin. Vorläufig allerdings dachte er nicht daran die Feudalgewalt aufzuheben, ja er liess die Fürsten in ihrem Wunsch nach Selbständigkeit gewähren, weil dies auch im Sinne seiner universalen Kaiserpolitik lag.

Da die Streitkräfte Deutschlands ihm zur Rückendeckung gegen den Papst und die lombardischen Städte dienten, die ihn daran hinderten sein europäisches Reich aufzurichten, so verlohnte es sich, einige Rechte preiszugeben, um dieses grosse Ziel zu erreichen. Denn, dass er, als er den Fürsten jene Zugeständnisse machte, einer höheren Notwendigkeit folgte, steht ausser Zweifel. So wurde den «Landesherren» — zum ersten Mal erscheint dieser Name in der Geschichte — das Münzrecht in ihren Ländern zuerkannt, der Kaiser verzichtete auf das Recht dort Befestigungen anzulegen, ebenso auf die Gerichtsbarkeit. In der Hand der Fürsten lag nun die Bildung fester Staaten, sie konnten das weite Deutschland besser durchformen als die ständig von ihnen gehemmten Kaiser. Doch barg diese allzugrosse Selbständigkeit der Fürsten eine Gefahr in sich, die sich später, als die Kaiser nicht mehr Friedrichs Persönlichkeit hatten, verhängnisvoll auswirkte, denn ohne Kaiser und Reich wurden sie und ihre Territorien von der Welt abgeschlossen — «sie verstockten im Provinziellen».

Friedrich II. allerdings durfte eine solche Politik wagen, da er ja genügend Machtmittel besass, um die Fürsten zum Gehorsam zu zwingen. Er musste daher durch seine wirkliche Macht, nicht durch seine Vorrechte, der erste sein unter den Fürsten des Reiches. An die Stelle von unpersönlichem Reichs- und Krongut trat die persönliche «Hausmacht» des Monarchen, ein gleichfalls für die Geschichte neuer Begriff. Da sein Sizilien Deutschland zu fern war, suchte er sich auch nördlich der Alpen ein eigenes Gebiet und seine Wahl fiel auf den Südosten des Reiches, auf Oesterreich, wobei wieder einmal der scharfe sichere Blick Friedrichs für Zukunftsmöglichkeiten in Erstaunen versetzt, wie bereits früher bei der Belehnung des Deutschordens mit dem Kulmerland (1226). Als nämlich der lezte Babenberger, Friedrich der Streitbare (1246) starb, behielt der Kaiser Oesterreich als erledigtes Lehen für sich und gab es seinem Enkel zum Erbe.

Die Welt erlebt unter Friedrich II. das grossartige Schauspiel einer letzten Vollendung des Reiches: Eine starke Kaiserpersönlichkeit, die sich mit starken Fürsten umgibt. Denn Friedrich sucht nicht wie seine Vorgänger, durch Verminderung der fürstlichen Macht seine eigene zu heben, sondern gerade durch deren Steigerung. Spätere, schwächere Jahrhunderte sehnen sich nach diesem Glanze, der damals, das alle Völker vereinende Reich umgab, zurück. Der letzte grosse Kaiser, Friedrich II. war mehr als alle anderen übernationaler, römischer Kaiser, der an der Spitze des Weltimperiums stand. Nicht auf der Unterdrückung anderer Völker war das ideelle Reich des Mittelalters begründet, sondern auf der Gemeinschaft aller Völker und Fürsten.

So entsteht auch das Bild des vollkommenen Deutschland: die Unterwerfung eines der Stämme durch einen anderen bedeutet eine Verfälschung des wahren Deutschtums, denn die besten Kräfte können dabei nicht «zum weltumfassenden Deutschen» aufblühen. Friedrich ist nicht schwäbischer Herzog, er ist der Kaiser, wie keiner vor und nach ihm. Durch die Unumschränktheit der Fürsten ist er «unter Gleichen der Erste», seine eigene Macht wird gesteigert, je glänzender er, der Imperator, die Fürsten «an seinem Richterstuhle ringsum ebenbürtig erschaut».

Freilich finden wir hier, wie überall bei Friedrich, jene höchste Gespanntheit, die ungeheure Gefahr in sich birgt. Schreibt er doch selbst «...die Fürsten Germaniens, von denen unsere Erhebung abhängt und unser Sturz». Doch entspricht die Gefahr der Höhe, in der sich dieser Kaiser bewegte, ja sie war sein eigentliches Lebenselement. Nach ihm brach das Reich zusammen. Doch sind für Reiches Grösse und Glanz die wenigen schwindelnden Stunden bleibender, als «ein sicher fristendes Jahrhundert». Die Macht der Fürsten war daher unerlässlich, denn zwischen einem solchen überstarken Herrscher und ihnen musste ein rechtes Verhältnis bestehen.

So sind Kaiser und Fürsten gemeinsam Sinnbild eines überstammhaften, lang ersehnten Reiches. Im Hohenstaufer Friedrich II. finden wir zum ersten Mal den europäischen Menschen, der durch die Jahrhunderte das ideale Traumbild deutscher Volkswünsche ist, den zu verwirklichen nur ganz Grosse vermögen. Von diesem Kaiser sagt ein anderer grosser Deutscher, Nietzsche: «Der erste Europäer nach meinem Geschmack».

Aphorismen

Von Gotthold Ephraim Lessing

Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Tor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstauntes Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

***

Die griechische Sprache ist die einzige, welche ein eigenes Wort hat, den Unwillen über das Glück eines Bösewichts auszudrücken: Nemesis.

***

Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen.

***

Nicht weil uns Ovid den schönen Körper seiner Lesbia Teil für Teil zeigt, sondern weil er es mit der wollüstigen Trunkenheit tut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblicks zu geniessen, den er genossen.

***

Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur lass mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Lass mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! Es ist nicht wahr, dass die kürzeste Linie immer die gerade ist.

***

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jüngling eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt, was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu tun vermögend sei.

***

Wer des Feuers geniessen will, sagt das Sprichwort, muss sich den Rauch gefallen lassen. — Allerdings! Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden?

Münchhausiaden

Aus der letzten Reise des Lügenbarons mit Zeichnungen von Dorè

In zwei Triestiner Lichtspielhäusern läuft zur Zeit der Münchhausen-Film. Zum besseren Verstehen, besonders für unsere einheimischen Leser, bringen wir einige «Münchhausiaden» aus dem Original mit einer Einführung aus dem Münchner-Lesebogen.

Münchhausen ist weder eine Erfindung der literarischen noch der filmischen Phantasie, vielmehr, auch wenn ihn immerdar der fröhliche Nimbus des Erdachten umstrahlt, ein Mensch von Fleisch und Blut gewesen. Bodenwerder, der hannoversche Flecken an der Weser, ist der Stammort des dort am 11.5.1720 geborenen und auf Hieronymus Karl Friedrich getauften Freiherrn von Münchhausen, der seine bewusste Lebenslaufbahn, soweit man um sie weiss, als Page des Braunschweiger Herzogs begann. Den 18jährigen trieb das Reiterblut der Ahnen und Urahnen zu den Kürassieren und gleich im ersten Galopp nach Russland und vermutlich in den Türkenkrieg, der ja auch einigen der Flunkerberichte Münchhausens den kriegerischen Hintergrund abgibt. Verbürgter und stärker war des Freiherrn Einsatz im Feldzug der vierziger Jahre den der Braunschweiger Regent Russlands, Münchhausens Regimentschef gegen Schweden führte, bis ein Staatsstreich dieses russische Zwischenspiel beendete. Der Freiherr blieb jedoch bewährt und beliebt, im Osten, in Riga, bis er sich nach seiner Verheiratung und Ernennung zum Rittmeister auf das Stammgut Bodenwerder zurückzog, Pferde, Hunde, Kohl und Rüben pflegte und als Schloss- und Jagdherr Mittelpunkt eines geselligen Kreises war, in dem bei Punsch und Pfeife am Kamin die «Erinnerungen» lebendig wurden, und, belebt von glänzendem Witz und toller Phantasie, sich zu den «Münchhausiaden» auswuchsen.

Doch lassen wir Münchhausen von seiner letzten Reise selber erzählen:

«Ich war also in Sizilien angekommen und brach eines Morgens früh von einer am Fusse des Berges gelegenen Hütte auf, fest entschlossen, auch wenn es auf Kosten meines Lebens geschehen sollte, die innere Einrichtung dieser berühmten Feuerpfanne zu untersuchen und zu erforschen.

Ich ging also dreimal um diesen Krater herum — den Sie sich als einen ungeheuren Trichter denken sollen — und da ich sah, dass ich dadurch wenig oder garnicht klüger wurde, so fasste ich kurz und gut den Entschluss, einfach hineinzuspringen. Kaum hatte ich dies getan, so befand ich mich schon in einem verzweifelt warmen Schwitzkasten, und mein armer Leichnam wurde durch die rot glühenden Kohlen, die beständig heraufschlugen, an mehreren Teilen, edeln und unedeln, jämmerlich gequetscht und verbrannt. So stark übrigens die Gewalt war, mit der die Kohlen heraufgeschleudert wurden, so war doch die Schwere, mit der mein Körper in die Tiefe fiel, ein beträchtliches grösser und ich kam in kurzer Zeit glücklicherweise auf festen Grund.

Das erste, was ich gewahr wurde, war ein abscheuliches Poltern, Lärmen, Schreien und Fluchen, das rings um mich zu sein schien. Ich schlug die Augen auf und siehe da! — Ich war in die unterirdische Erde und in die Gesellschaft Vulkans und seiner Zyklopen geraten.

Meine sehr plötzliche Erscheinung stellte auf einmal unter der ganzen Gesellschaft Friede und Eintracht her. Vulkan hinkte sogleich nach seinem Schranke hin und holte Pflaster und Salben, die er mir mit eigener Hand auflegte und in wenigen Augenblicken waren meine Wunden unter dem Verband, der mich glücklicherweise so nur für kurze Zeit entstellt hatte, geheilt. Auch setzte er mir einige Erfrischungen vor, so eine Flasche Nektar und andere kostbare Weine, wie Götter und Göttinnen sie zu kosten kriegen. Sobald ich mich etwas erholt hatte, stellte er mich seiner Gemahlin, der Venus vor und befahl ihr, mir jede Bequemlichkeit zu verschaffen, die meine Lage förderte. Die Schönheit des Zimmers, in das sie mich führte, die wollüstige weiche Behaglichkeit des Sofas, auf das sie mich nötigte, der göttliche Liebreiz ihres ganzen Wesens, die Zärtlichkeit ihres milden Herzens — all das ist weit über allem Ausdruck der Sprache erhaben und schon der Gedanke daran macht mich schwindeln.

Vulkan gab mir eine sehr genaue Beschreibung vom Aetna. Er sagte mir, dass der 10 000 Fuss hohe Berg nichts als eine Aufhäufung der Asche wäre, die aus seiner Esse ausgeworfen würde. Er erzählte weiter, dass er häufig genötigt wäre, seine Leute zu strafen und ihnen dann im Zorne rotglühende Kohlen an den Kopf würfe, die sie aber meist mit grosser Geschicklichkeit parierten und schleunigst in die Welt hinaufschmissen, um sie vor weiterem Missbrauch ihm aus den Händen zu bringen. Unsere Meinungsverschiedenheiten, fuhr er fort, dauern bisweilen mehrere Monate und die Erscheinungen, die sie auf der Welt veranlassen, sind ganz richtig das, was Ihr Sterblichen «Ausbrüche nennt». Der Vesuv ist übrigens gleichfalls eine meiner Werkstätten, zu der mich ein Weg führt, der wenigstens 350 Meilen unter der See hinläuft. Auch dort geht es bei unserer heissen Arbeit nicht ohne ähnliche Uneinigkeiten ab und ähnliche Ausbrüche sind daher auch dort die bekannten Anzeichen.

Gefiel mir der Unterricht des Gottes, so gefiel mir noch mehr die Gesellschaft seiner Gemahlin und ich würde vielleicht nie diese unterirdischen Paläste verlassen haben, wenn nicht einige geschäftige und schadenfrohe Schwätzer Vulkan einen Floh ins Ohr gesetzt und ein heftiges Feuer der Eifersucht in seinem gutmütigen Herzen angeblasen hätten. Ohne mir vorher nur den geringsten Wink zu geben, nahm er mich eines Morgens, als ich eben der Göttin bei der Toilette aufwarten wollte, trug mich in ein Zimmer, das ich noch niemals gesehen hatte, hielt mich über einen tiefen Brunnenschacht, wie er mir vor-

kam: «Undankbarer Sterblicher», sagte er, «kehre zurück zu der Welt, von der Du kamst». Mit diesen Worten liess er mich ohne mir auch nur einen Augenblick zur Verteidigung zu geben, mitten in den Abgrund hinunterfallen.

Ich fiel und fiel mit immer zunehmender Geschwindigkeit und fiel und fiel, bis die Angst meiner Seele mir alle Besinnung nahm. Plötzlich wurde ich aus der Ohnmacht aufgeweckt, indem ich auf einmal in eine ungeheure See von Wasser geriet, über der wie ich im Auftauchen sah, die Sonne strahlend und leuchtend stand. Ich konnte von meiner Jugend auf gut schwimmen, daher war ich gleich wie zu Hause und im Vergleich mit der eben überstandenen fürchterlichen Lage, dem endlosen Fallen durch das finsterste Nichts kam mir meine gegenwärtige Lage fast paradiesisch vor.

Dreibeinige Menschen

Und hier noch das Schlussabenteuer auf der Käse-Insel:

«Bald sahen wir Land, und nicht weit von uns einen Hafen, auf den wir zusegelten und ihn sehr geräumig und tief fanden. Statt des Wassers aber war er mit vortrefflicher Milch angefüllt. Wir landeten und — die ganze Insel bestand aus einem grossen Käse. Wir hätten dies vielleicht gar nicht entdeckt, wenn uns nicht ein besonderer Umstand auf die Spur geholfen hätte. Es war nämlich ein Matrose auf unserem Schiff, der eine natürliche Antipathie gegen Käse hatte. Sobald dieser ans

Land trat, fiel er in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, bat er, man möchte doch den Käse unter seinen Füssen wegnehmen und da man zusah, fand sichs, dass er vollkommen Recht hatte, die ganze Insel war nichts als ein ungeheurer Käse. Von dem lebten auch die Einwohner grösstenteils und soviel bei Tage verzehrt worden war, wuchs des Nachts immer wieder nach. Wir sahen eine Menge Weinstöcke mit herrlich schönen grossen Trauben, die wenn sie gepresst wurden allerdings nichts als Milch gaben.

Die Einwohner waren aufrecht gehende hübsche Geschöpfe, meistens 9 Fuss hoch, hatten drei Beine und nur einen Arm und wenn sie erwachsen waren wurchs ihren auf der Stirn ein gebogenes starkes Horn, das sie mit vieler Geschicklichkeit brauchten. Sie hielten auf der Oberfläche der Milch Wettläufe ab und spazierten ohne zu sinken mit so vielem Anstande und so selbstverständlich darauf herum, wie wir auf einer Wiese. Verblüffend war insbesondere ihre Fertigkeit, mit der sie ihr Stirnhorn zu nützlichem Gebrauch verwendeten, etwa um Löcher in Riemen zu bohren oder nach genossener Mahlzeit ihre Teller oder anderes Hausgerät auf diesem Horn solange rotieren zu lassen, bis die Luft sie rein und blank poliert hatte. So ersparten sie sich Dienstboten und Aufwaschfrauen.

Auch wuchs auf dieser Insel oder richtiger auf diesem Käse eine Menge Korn mit Aehren, die wie Eröschwämme aussahen, darin aber Brote lagen, die vollkommen gar waren und sogleich gegessen werden konnten. Auf unseren Streifereien über diesen Käse entdeckten wir übrigens sieben Flüsse von Milch und zwei von Wein.»

Barockprediger der Reichsidee

Zum 300. Geburtstag von Abraham a Santa Clara

Als Epoche der abendländischen Kunstgeschichte ist uns der Begriff des Barock geläufig. Wir denken an seine steinerne Formensprache, in der statt Ruhe Bewegtheit, statt Symmetrie Gegensätzlichkeit, vor allem aber eine kühne, flammende Leidenschaft das Material zwingt und die Architektur mit der Plastik vermählt. Wir denken an Fischer von Erlach in Wien, an Salzburg und Prag, an die Frauenkirche und den Zwinger in Dresden, an Schlüters Bauten in Berlin, an Schlösser in Belgien und Nordfrankreich und bis Spanien. Elsheimer, Rubens und Adriaen Brouwer, Veronese, Tintoretto, Greco, Velasquez und Murillo sind uns Begriffe der Barockmalerei. Und von den Figuren der Villa Borghese über Andreas Schlüters Reiterstatue des grossen Kurfürsten bis zu Raphael Donners Brunnen und sonstigen Gestaltungen ist uns die Formensprache des Barock in der Skulptur sichtbar.

Hinter diesen Vermächtnissen des 17. Jahrhunderts spüren wir den Sturm der Zeit. Wir vernehmen ihn als Musik aus den Werken Dietrich Buxtehudes in Lübeck und Johann Sebastian Bachs in Leipzig, Pachelbels und der anderen Orgelmeister. Das alles ist künstlerischer Ausdruck einer Zeit, in der es einmal um Sinn und Leben des Abendlandes ging, in der vor allem aber der deutsche Gedanke umkämpft und erstmalig mit solcher Leidenschaft verkündet wird, dass die konfessionellen Gegensätze, die den dreissigjährigen Krieg auslösten, endlich zurücktraten und gerade aus der Zerrissenheit und Auflösung des bisherigen Reiches die Sehnsucht der inneren Einheit entstand.

Das äussere Bild der Kämpfe und Drangsale jener Zeit hat uns Grimmelshausen in seinem «Simplicius Simplicissimus» hinterlassen. Abraham a Santa Clara aber hat uns in seinen Predigten und Schwänken, seinen Kurzgeschichten und derb-volkstümlichen Ansprachen, seinen Verschen und Reimen die Stimme der Zeit übermittelt, wie sie dort, wo der Gedanke der Einigung und einer Wiedergeburt der deutschen Reichseinheit mächtig drängte, im Wien Prinz Eugens, vernehmliche Stimme war. Denn Abraham a Santa Claras Sprache ist die echte Volkssprache der Barockzeit in Wien. Er selbst, der Hofprediger Leopolds I., der verantwortliche Sprecher der Monarchie in geistlichen Dingen, der feingebildete, trotz der kirchlichen Schulung schliesslich doch zu seinem Volkstum gelangte Denker und Dichter wusste, warum er sich dieser Volkssprache mit ihren burlesken Derbheiten und ihrer tiefen Gefühlskraft, mit ihren Scherz- und Witzworten und ihrer innigen Herzlichkeit bediente, warum er trotz seines lateinischen Pseudonyms im Grunde nur ein Deutscher sein wollte. Wenn er 1680 seine Predigt für den heiligen Georg vor allem Volke an der Donau hielt, wenn er in seiner Schrift aus den Pestjahren, «Merk's Wien!», mit seiner ganzen, einmaligen Sprachgewalt seine Hörer wie seine Leser beherrschte, sich selbst an der Fülle seiner Bilder steigernd, wenn er in seinem grossen dreibändigen Meisterwerk «Judas, der Erzschelm» ein satirisches Sittengemälde seiner Zeit entwarf, dessen Bedeutung heute noch längst nicht so erkannt ist, wie es dem Verdienst des Mannes entspräche, so erfahren wir immer wieder, dass in ihm ein Streiter des Geistes und des Wortes erstanden war, der begriffen hatte, dass die Sprache vor allem das Band einer Nation ist, und dem das Schicksal dieser seiner Nation, auch wo er vielleicht sich in Uebersteigerungen verlor, über alles ging. Deshalb bemerkt man von dem, was vorher im dreissigjährigen Krieg der unselige Zwiespalt gebracht hatte, gar nichts bei Abraham a Santa Clara. Er stellte bewusst alle konfessionellen Streitfragen in den Hintergrund. Sprach er anstelle eines humanistischen Latein, wie es noch immer beliebt war, sein redliches und derbes Deutsch, so war er — der Sohn seines Volkes — zugleich Weltmann genug, um zu wissen, dass es jetzt für die Zukunft um mehr ging als um konfessionelle Auseinandersetzungen, sollte nicht der Reichsgedanke ganz zerbrechen.

So trat der aus dem Badischen Gebürtige, seines bürgerlichen Namens Hans Ulrich Megerle, wohl offiziell als Priester, als Hofprediger Kaiser Leopolds in Erscheinung, aber was ihn erfüllte, das machte ihn zugleich zum geistigen und politischen Sendling seiner Nation. Dabei steht er in seinen Predigten und Schriften als tapferer satirischer Mitkämpfer neben Prinz Eugen, dem edlen Ritter, gehört er zum damaligen Wien wie die Werke Fischer von Erlachs. Der alte, umfassende Reichsgedanke, der seit den Tagen Walthers von der Vogelweide bis in die unseren das unvergängliche Panier der Nation ist, er wurde von dem Volksprediger, dem Satiriker, dem Schwank- und Märchenerzähler Abraham a Santa Clara allem vorangestellt. Dieser Ulrich Megerle, im reichen pompösen Namenskostüm des «Abraham a Santa Clara», war selbst eine Barockgestalt, von jenem grossen selbstbewussten, selbstsicheren Auftreten, wie wir es aus Herrenbildnissen jenes Jahrhunderts kennen. So repräsentierte er mit Optimismus und handfestem Eifer die Idee des Reiches in Wien, so ging sein Blick auch bis zu den norddeutschen, lutheranischen Menschen deutscher Nation, so war er mit all seiner Verwurzelung im Volkstum zugleich Weltmann mit einem politisch weiten Blick - Ratgeber des Kaisers und vereinigte so derbdraufgängerisch all die Wucht, all den Zusammenprall der Kräfte der Zeit, die nach Bildung und barocker Steigerung strebten in den Bildern und Phrasen seiner Sprache. Diese Sprache Abraham a Santa Claras ist auch in den Schriftwerken immer mehr Rede als Schreibe geblieben. Seine Bücher wirken wie gesprochen und danach stenographiert. Sie leben vom momentanen Einfall und ebenso von der unvergänglichen Quellkraft eines bald hinter gründigen, bald wie aus einer Versickerung wieder nach oben offen auftauchenden Stromes. Es ist wie bei den Architekturen der Zeit, die im Charakter schon etwas von der Plastik, der Ausdruckskunst des leidenschaftlichen Gemütes haben, das sich seine eigene Form suchen muss. Und Abraham a Santa Clara fand diese Form. Fand sie so überzeugend, dass wir noch heute aus ihr den Geist, das Wesen der Barockwelt und zugleich die Gewalt versprüren, die mit der Idee des Reiches damals neu erfasst und allgemein begreiflich wurde.

Rudolf Adrian Dietrich

Das Antependium

Eine Spruchsammlung / Von Friedrich Alfred Schmid Noerr

Wir freuen uns, aus dem noch unveröffentlichten Manuskript unseren Lesern eine Spruchsammlung bieten zu können, die — ihr grosser Ahnherr ist der «Cherubinische Wandersmann» des Angelus Silesius — zu den schönsten ihrer Art gehört. Professor Dr. Friedrich Alfred Schmid Noerr ist ein «Stiller im Lande» — er lebt seit Jahrzehnten in Percha am Starnberger See seiner dichterischen und denkerischen Arbeit versunken und hingegeben — und bereichert mit seinen grossen mythischen Romanen (— der dritte steht vor der Vollendung —) und mit seinen Märchenerzählungen das deutsche Schrifttum um das — «was bleibt». Das geistige Weltbild, aus dem sein dichterisches Werk erwächst, wird aphoristisch abgesteckt durch diese Spruchweisheit in Vierzeilern, benannt: «Das Antependium». (Das ist ein Vorhang oder Vorsatzstück in mittelalterlichen Kirchen, um das «Allerheiligste» zu verdecken).

O edle Reife letzter Frucht,
wo nichts die Seel mehr draussen sucht,
wo Wünschenkönnen wie ein Kind
und Nichtsbegehren Eines sind.

* * *

Herrscht Unrecht schon und böser Geist —
Lass dir genügen, dass du weisst:
Es wacht in dir allzeit bereit
die heimliche Gerechtigkeit.

* * *

Es ist kein Abend ohne Tod.
Was also ist, was dich bedroht?
Nimm alle Kraft, die du verstehst,
dass du in reine Träume gehst.

* * *

Drei Ding' trägt jeder ganz allein,
kann drinn' kein's Nachbars Nachbar sein,
er fälschte denn zu Stein sein Brot:
Erfahrung Gottes. Liebe. Tod.

* * *

Welt-Zukunft hat dir's angetan?
Welt steigt, Welt fällt —: was liegt daran?
Ein einz'ger Zukunftsblick tut not:
Der Blick auf deinen guten Tod.

Allein: Dein harrt der Weisheit g'nug.
Zu zweit: Vielleicht, es macht dich klug.
Sträub' dich, so viel du willst: Zu dritt
läufst du im Narrentausend mit.

* * *

Man sagt, es sei entsetzlich schwer,
im Traum zu wissen: Du seist der,
der träumt. Wie schwer erst, dass du's träfst,
wachend zu wissen: Dass du schläfst.

* * *

Sehr töricht handelt, wer da meint:
Er meistre Gott, weil ihm Gott scheint.
Sehr weise ist, wer nie vergisst,
dass er des Teufels Lehrbub ist.

* * *

Demut, die gern bei Dämmerschein
wallfahrtet, bricht sich leicht ein Bein.
Nur höchster Hochmut straucheln nicht.
Nur höchster Hochmut trägt ins Licht.

* * *

Verlieh' ein Gott dem Gras Verstand —:
Der Graskrieg wär' im Nu entbrannt.
Ein jeder Halm hätt' sein System.
Die Wiese würde zum Problem.

EINE ANEKDOTE AUS DEM VORFRÜHLING DEUTSCHER GESCHICHTE

AUTHARI HÄLT BRAUTSCHAU

Von HANS WATZLIK

Als die Langobarden in Italien einbrachen, staunten die nordgeborenen, starken, blonden Wanderkrieger wie Kinder. Denn das Land war Garten und das Meer war Garten. Und silbergrün funkelte das Oellaub, und golden von Früchten war diese inselmilde Erde. Die Sonne schwebte darüber wie ein wenig flammender Stein.

Authari, der König der Langobarden, zog erobernd durch das alte Romerland. Vor den zuckenden Lanzen seiner Krieger, vor ihren riesenhaften Schultern wich der dunkle Feind zurück. Rabenstürme brausten schlachtenwärts.

Bis nach Regium, einer Stadt des äussersten Südens, drang der Sieger vor. Das Meer gleisste vor ihm, die weissen Kämme der Flut hoben und dehnten sich wie ringendes Getier, und aus der tanzenden Brandung türmte sich ein grauer Fels. Authari trieb sein Ross bis zu jenem Hochstein, dort hob er lachend den Ger, stiess ihn wider den Fels, als gelte es, einen Träumer zu wecken, und rief: «Sei du die Grenzsäule der Langobarden!»

Weithin dehnte sich das Reich des jungen Königs.

Authari suchte nach einer ebenbürtigen Gefährtin, dass sie Glück und Macht und Ehre mit ihm teile. Er hatte von der ungewöhnlichen Schönheit Teudelindens vernommen, der Tochter Garibalds, des Herzogs der Baiern. Da sandte er Boten nordhin, um bei Garibald um die Hand der holden Jungfrau zu werben. Der Baier nahm sie gastlich auf, lud sie an seinen Ehrentisch und ging freudig auf den Wunsch des fernen Werbers ein.

Als Authari dann die günstige Kunde vernommen hatte, schlich er sich mit eigenen Augen die Verlobte zu schauen, von deren Schönheit die Lieder der Fahrenden durchleuchtet waren. Er rüstete eine Schar seiner treuesten Helden aus, stellte an ihre Spitze seinen würdigsten und stattlichsten Krieger und gesellte sich in schlichter Gewandung zu ihnen. Zu Ross reisten sie über die Alpen.

Sie ritten durch die wasserbesetzten Klammen empor, durch den Flug des Nebels und an Lawinenstürzen vorüber, hinauf zu dem rauhen Joch. Im Schoss des Gebirges schlief der Schnee, und die Einsamkeit hütete dort ihre Geierherde.

Sie ritten hinab in die bairischen Gaue. Das Nordland mit seinem kühlen, hohen Himmel, seinem grauen Gewölk und dem ernsten Välderrauschen erfüllte sie mit uralter Ahnung und tat ihnen heimatlich wohl.

Sie traten in die Halle Garibalds. Der Führer der langobardischen Schar brachte die Grüsse seines Königs dar und einen Korb der erlesensten Früchte des Südens, und er sagte: «Diese goldenen Aepfel wird Teudelinde einst mit eigener Hand pflücken. Reicher ist das Südland als das rauhe Reich der Baiern».

Und unerkannt trat nun Authari vor und redete: «Meines Königs Herz ist sehnsüchtig. Drum sendet er mich her, ich solle Gestalt und Antlitz und Gebaren seiner Braut betrachten, auf dass ich ihm dann genau beschreiben könne, wie schön sie ist».

Darauf winkte Garibald, und nach einer kurzer Weile schritt seine Tochter zum Tor herein, und da war es, als schimmere die Dämmerhalle wie unter einem reinen Licht. Edel war ihr Gang, und ihr Wuchs war hoch; wie aus lauterem Gold war ihr Haar gesponnen, und es hing, in drei reichen Zöpfen gebändigt, lang an ihr hernieder, zwei lagen vorüber den Schultern, der dritte reichte ihr bis zur Ferse; ihr Antlitz war überaus hold und dennoch ehrfurchtgebietend; aus ihren klaren Augen strahlte eine Seele, die selig in sich selber zu schweben schien. So stand sie in Jugend und vollkommener Schönheit, und kein anderes Weib auf dem Erdenring mochte ihr an Adel gleichen.

Authari schaute sie lange schweigend an. Er hatte nicht gewusst, dass eine irdische Frau so himmelsherrlich sein könnte. Dann sagte er: «Wir haben dich, Teudelinde, gesehen, und nun wünschen wir uns keine andere Fürstin als dich. Reiche jetzt jedem von uns einen Trunk Weines, wie du dereinst es pflegen wirst, wenn die Krone der Langobarden dein Haupt ziert!»

Teudelinde liess einen kostbaren Becher füllen, und sie bot ihn zuerst jenem Mann, der die Schar zu führen schien. «Trink, Langobarde!».

Dann reichte sie Authari den Wein, und als sie ihn dabei ansah, erschrak sie sehr. Er war ein Jüngling voll Kraft und Hoheit, leuchtend wollten ihm die Locken über die Schultern, und in seinen Augen lebte ein kühnes Feuer, ein einsamer, firnengreller Blick, ein Adlerblick, als hätte er viele Jahre einsam auf einem blauen Gletscher gehaust.

Authari trank den Becher zur Neige, und er schaute sie wieder an und dachte: «Ist diese Jungfrau nicht wie ein lauteres Licht? Ist sie unberührbar wie der Glanz, der in den Lüften hängt?» Und er gab ihr den Becher zurück und rührte dabei mit fragenden Fingern leise ihre Hand an. Und als er merkte, dass seine Gefährten, von ihm abgewandt, mit dem König Garibald sprachen, strich der Verzauberte rasch und heimlich mit seiner Rechten ihr über Schläfe, Wange und Kinn. Da war ihr, als rauschten Engelsflügel um sie, als wehten die Fittiche eines brennenden Greifes, und ein süsses, gewaltiges Dröhnen war in der Welt.

Der Verzauberte strich rasch und heimlich mit seiner Rechten ihr über Schläfe, Wange und Kinn

Zeichnungen Prof. Ranzatto

Aber dann trat sie in Scham und in Zorn über den Tollmut des Fremdlings zurück, senkte die Augen und ging.

Sie ging zu ihrer Mutter Waldrade und verriet ihr, was der Verwegene sich erkühnt hatte und gegen die wahre Stimme ihres Herzens streitend, sagte sie: «Wenn ich einst die Königin der Langobarden bin, muss Authari diesen Mann weit von sich auf eine Meerinsel verbannen. Denn er ist nicht treu.» Und die Augen liefen ihr plötzlich über, und sie klagte: «O, dass doch Authari genau so wäre wie dieser kühne Gast! Aber ich fürchte mein Verlobter hat ein böses Valandsgesicht, ein höhnisch überlegenes Auge, eine argwöhnische, plumpe Stirn, und er ist hässlich wie der Riese Orko».

Die Mutter hörte ihr lächelnd zu. «Törichtes Kind!» sagte sie. «Sei still! Niemand soll erfahren, was sich heute zwischen dir und dem Fremden begeben hat. Gewiss ist er Authari selber, dein Verlobter, denn kein anderer auf der Welt hätte gewagt, dich zu liebkosen».

Da sprang Teudelinde in seliger Bestürzung auf und enteilte.

Authari aber ritt mit den Seinen heimwärts, und ein Haufe adeliger Baiern gab ihnen das Ehrengeleite bis zu den Marken des Landes. Der Aar stand auf steilen Stauf, auf den Simsen des Gebirges äste das Gamswild, Eisfelder schimmerten hernieder.

Authari ritt durch die Welt wie durch eine Wonnesaal.

Einmal sprang er aus dem Sattel und fuhr, auf seinem Schilde stehend und mit dem Ger sich abstossend, die verharschte Bahn hinab und jauchzte.

Dort, wo die Eisack in der Etsch ertrank und eine mächtige Eiche die Grenze bezeichnete, nahmen die Scharen Abschied voneinander. Und Authari reckte sich auf seinem milchweissen Ross hoch und schlug die Streitaxt so ungestüm in den harten Eichbaum, dass sie darin hatten blieb: «So haut Authari!»

Staunend erkannten die Baiern, dass es der König der Langobarden selber gewesen war, der unerkannt Brautschau gehalten.

Die Axt aber stak viele hundert Jahre lang in dem Eichenstamm, und soviel starke Hände sich auch mühten, keine vermochte sie herauszureissen, und sie verschwand erst, als ein Blitz den uralten Baum tötete.

ANEKDOTEN

Hellmesberger, der bekannte Wiener Kapellmeister und Komponist, war gefürchtet wegen seiner scharfen Zunge. Ein Kollege, von dem bekannt war, dass er sich gern mit «Strauss-Federn» dergestalt schmückte, dass er Motive aus Walzern von Strauss in die gegentlich von ihm komponierten Ländler einflocht, erzählte Hellmesberger: «Wenn ich komponiere, dann stehe ich unter einem unausweichlichen Zwang». — Hellmesberger nickte: «Das kann ich verstehen, allen Kleptomanen geht es wohl so».

* * *

Zu Josef Kainz meinte einmal eine Kollegin: «Ist die Kunst nicht eine wahre Gottheit?» Kainz seufzte: «Ja, aber wer von der Kunst besessen ist, hat den Teufel in sich!»

DIE NACHT

Von Friedrich Hölderlin

Ringsum ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,
und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die Menschen,
und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen
und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht
dass ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit — und die Brunnen
immerquillend und frisch rauschen an duftendem Beet.
Still in dämm'riger Luft ertönen geläutete Glocken,
und, der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
sich; Und das Schattenbild unserer Erde, der Mond,
kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
voll mit Sternen und, wohl wenig bekümmert um uns,
glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
über Gebirgeshöh'n traurig und prächtig herauf.

Aus der Perspektive des Landsers

DER KARELISCHE GRUSS

Gebirgsjäger, die sieben Monate bei Kiestinki im karelischen Walde gelegen waren und die Welt nur mehr zwischen Bäumen sehen konnten, kamen eines Tages nach Kuusamo, in das finnische Dorf, wo die ersten Wiesen liegen. Ei, staunten sie da, wie weit und hell doch die Welt war! Aber, da sie die gewohnten Bäume nicht mehr um sich hatten, wurde ihnen vor so viel Helligkeit und Weite beinahe schwindlig.

Also beschlossen sie, um sich leichter an diese andere Welt zu gewöhnen, einen neuen Gruss einzuführen. Wenn einer dem andern begegnete, hob er nicht, wie sonst üblich, die Hand an die Mütze, sondern spreizte die fünf Finger auseinander und hielt sie vor das eine Auge, kniff dabei das andere zu, als dass es ihm vorkam, als würde einer im Halbdunkel des Waldes hinter den Stämmen hervorkommen, ganz wie es vorne in Karelien war. Dies ist der karelische Gruss.

BITTE... ZU DUERFEN

Dürfen tut der Soldat nicht viel; denn nicht das Dürfen, das Müssen ist sein Element. Vielleicht ist es aber gerade deshalb, dass er das Wert «dürfen» so ungewöhnlich gebraucht, beispielsweise, wenn der Herr Leutnant zwischen sich und dem Türstock nur so wenig Raum lässt, dass der Soldat, der durch die Türe hinaus will, und nicht, ohne den Türstock oder den Leutnant zu berühren, vorbeikommen kann, sagt: «Bitte Herrn Leutnant vorbeigehen zu dürfen!», wobei der Soldat, der zeigen will, dass er weiss, was sich gehört, dieses Sprüchlein auch dann sagt, wenn dreimal Platz genug, um durchzukommen, wäre.

Ein Leutnant von den Pionieren konnte, wie viele andere, dieses Wort nicht leiden; denn schön ist es ja nicht. Aber einmal hat es ihm, als er bei Alakurtti in der Minengasse stand, doch Freude gemacht. Eben als er die Stolperdrähte überprüfen wollte, schlug vorn der Posten Alarm! Maschinengewehre hämmerten, Granaten schlugen links, schlugen rechts ins Verhau, eine ganze Hölle war los. Schon sprangen die Jäger von der Feldwache nach vorn, einer, ein baumlanger Gefreiter — er hiess Vinzenz Zendlacher und war aus dem Möllital in Kärnten — voraus und in die enge Minengasse hinein, da sah er plötzlich den Leutnant vor sich stehen, stutzte einen Augenblick und baute sich, obwohl haarscharf die Kugeln pfiffen, in seiner ganzen Länge vor ihm auf und sagte seelenruhig, als wäre es an der Türe in die Schreibstube. «Bitte Herrn Leutnant vorbeigehen zu dürfen!» Da wurde dem Leutnant erst klar, wie so ein Wort, und wär es noch so ungeschickt, doch seinen Sinn hat, weil es in der schwierigsten Lage zur Ruhe zwingt, er trat lachend zur Seite und rief: «Darfst!».

DAS SOLDBUCH

Leicht hat es einer nicht, wenn er, wie der junge Pionier Franz Zirngiebel erst zwischen Polen und Griechenland seine saubere Resl findet, sie zwischen Griechenland und dem Elsmeer heiratet, vor Murmansk das erste Kind kriegt, auf der Krim das zweite und in den Abruzzen das dritte.

«Wann sind Ihre Kinder geboren, Zirngiebel!» fragt der Leutnant einmal so nebenbei im Unterstand. Da legt der Zirngiebel die Stirn in Falten und hebt zu rechnen an. Aber einer, der wie der Zirngiebel sozusagen nur urlaubsweise Vater ist, und seine Kinder nur mehr nach den Feldzügen einteilen kann, gerät da wirklich ins Schwitzen. Doch da schiesst dem Zirngiebel zu guter letzt ein Gedanken ein: «Steht alles im Soldbuch!» ruft er, zieht es aus der Brusttasche, blättert auf und liest mit Stolz: «Resl 30. Juli 1941. Franz 19. Oktober 1942 und Peter 20. Mai 1944!»

Karl Springenschmid

RICARDA HUCH:

Aus der Triumphgasse

LEBENSSKIZZEN AUS DER TRIESTER RÖMERSTADT

Alle Rechte beim Verlag Eugen Diederichs Jena

(13. Fortsetzung)

Inzwischen tat sie alles, ja ich möchte sagen mehr als ihr möglich war, um Riccardos krankes Leben zu stützen und zu verlängern.

×

Mein Haus in der Altstadt hatte den Namen Zum heiligen Antonius, weil über der Tür die Figur dieses Heiligen angebracht war, wie man sagte, aus dem 12. Jahrhundert stammend. Es war aber nicht schwer zu erkennen, dass sie kaum zweihundert Jahre alt war und in der Zeit der Jesuitenkunst entstanden sein mochte: dafür sprach die übertriebene Andacht in Haltung und Gesichtsausdruck des Heiligen wie auch des Lammes, das sich an seine Füsse schmiegte und die gezierte Lieblichkeit des auf seinem rechten Arme sitzenden Jesuskindes; in der linken Hand hielt er eine langstengelige süsslich geneigte Lilie. Immerhin war das Bild gerade durch die Verweichlichung des Ausdrucks für die kindliche Auffassung des Volkes ergreifend und inmitten der bunten Blumen, die es fast immer über und über schmückten, wirkte es an der schwärzlichen Mauer nicht übel. Dass es an Blumen nie fehlte, dafür sorgte die allgemeine Vorliebe für diesen besonders gnadenreichen Heiligen, und vor allem war Riccardo darauf bedacht, ihn reichlich zu versorgen; seinetwegen, so sagte die Farfalla, hätte sie hauptsächlich dieses Haus bezogen, dessen Wahrzeichen ihm so lieb gewesen sei. Wer weiss, ob nicht der heilige Antonius uns Glück bringt, hatte sie gedacht, als Riccardo ihr keine Ruhe liess, versuchen wir es mit ihm! Und so waren sie seit Jahren meine Mieter, ohne dass der Heilige das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hätte und ohne dass Riccardo die Geduld, ihn zu verpflegen, ausgegangen wäre. Den Grund, weshalb Riccardo den heiligen Antonius vorzüglich liebte, erzählte er mir selbst: weil er eher der Heilige der Tiere als der Menschen gewesen war. «Während die Menschen nichts von ihm wissen wollten», sagte er, «und ihn auslachten, liefen die Tiere ihm nach, nicht nur die Lämmer und Hunde und andere Haustiere, sondern auch die des Waldes: die klugen, geschwinden Füchse und die schlauen Hasen; sogar die kleinen Schlangen richteten sich auf und züngelten vor Vergnügen, und wenn er am Meer entlang ging, sammelten sich die Fische, rascelten mit ihren blanken Schuppen und öffneten ihre runden Mäuler, als ob seine Worte Brot wären; denn ihnen erzählte er die grossen Gedanken seines Herzens, die die Menschen nicht verstanden.» Ebenso gern malte Riccardo aus, wie das Jesuskind, da es die überschwengliche Liebe des Heiligen sah, sich in seine Arme herabgelassen und dort geruht hatte. Er selbst liebte Kinder und Tiere über alles und sie nicht weniger ihn. «Es ist kein Kind in der Altstadt», sagte die Farfalla, «das ihn nicht kannte und lieb hätte. Wenn er des Abends am Brunnen sitzt, die Harmonika spielt und singt: tanz' mit mir, tanz' mit mir, liebe, liebe Seele! dann klatschen sie in die Hände und springen um ihn herum und wollen nicht aufhören, dass oft die Eltern sie mit Gewalt ins Haus schleppen müssen, wenn es Nacht wird.»

Als ganz kleines Kind hatte er viel geweint und ihr mehr zu schaffen gemacht als alle anderen. Kaum hatte er aber angefangen etwas zu verstehen, war es anders geworden; da hatte sie ihm einen schönen gelben Kanarienvogel gekauft und über dem Bette aufgehängt, was ihn mit einemal von aller Unbehaglichkeit, die ihn quälen mochte, ablenkte. Er war nun damit zufrieden, unermüdlich dem Vogel zuzusehen, wie er von einer Stange auf die andere hüpfte, und sang mit seiner schwachen Stimme in das Wirbeln und Schmettern des kleinen Sängers hinein, so dass es wirklich den Anschein hatte, als unterhielten sie sich miteinander.

«Wir unterhielten uns auch», sagte Riccardo, dessen Augen lebhafter zu glänzen anfingen; «ich kann mich nicht mehr besinnen wovon, aber ich weiss, dass ich ihn um viele Dinge befragte und dass er mir antwortete. Ich verstand auch alle seine Lieder, und eines davon ist mir im Gedächtnis geblieben, das hiess:

Gold ist mein Gefieder,
Gold sind meine Lieder,
Golden, golden ist mein kleines
Herz!

Und ich stellte mir sein Herz wie eine kleine Sonnenblume vor, und wenn er sang, sah ich sie mit ihren tausend gelben Blättern in seiner Brust zittern.»

Damals hatte Riccardo an Stubengenossen einen Oleanderbaum, der fast die Decke des Zimmers berührte, ein Rotkehlchen und eine Grille, die sich in von Carmelo verfertigten Käfigen aufhielten; eine Katze war kürzlich von Leuten in der Nachbarschaft, denen sie ein Würstchen gestohlen hatte, vergiftet worden. Dieser Katze hatte Riccardo das Leben gerettet, als ein Haufen Kinder sie zum Spass aus dem Brunnen vor dem Hause hatte aufhängen wollen; er war, wie die Farfalla sagte, um nicht zu spät zu kommen, so schnell mit seiner Krücke die steilen Treppen hinuntergestolpert, dass er sich leicht hätte zu Tode stürzen können. Er hatte dann das gerettete Kätzchen, welches winzig und erbärmlich mager war, mit aller Sorgfalt wie ein kleines Kind aufgefüttert, bis es allmählich rund, glatt und glänzend wurde; sie hatten in grösster Vertraulichkeit und Kameradschaft miteinander gelebt und die treue Katze war, als sie das Gift in sich wirken fühlte, mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte zu ihm hingekrochen, um auf seinem Arm zu sterben.

Im Laufe der Zeit hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass Riccardo trotz seiner Herzenswärme, mit der er sich das Brot abgedarbt hätte, um einen hungrigen Spatzen oder ein armes Kind zu füttern und trotz seiner kinderhaften Bescheidenheit unbedenklich die übertriebensten Ansprüche an seine Mutter stellte. Seine Kleidung war die allergeringste und dies nahm er auch als selbstverständlich hin, vertrug aber keinen Flecken und vorzüglich keine eingesetzten Flikken aus anderem Stoff, was doch, da er jeden Anzug jahrelang tragen musste und die Stelle, die auf der Krücke ruhte, in kürzester Zeit durchgestossen zu sein pflegte, durchaus nicht zu vermeiden war. Ebenso empfindlich war er mit dem Essen, an dem er immer etwas auszusetzen hatte, vielleicht auch deshalb, weil er zu schwach war, um irgend etwas gut zu vertragen. Auch über die Reinlichkeit im Zimmer dachte er sehr streng, die doch wegen der vielen Tiere, mit denen er sich beständig umgab, nur schwer durchzusetzen war. An seinen guten Tagen putzte, wusch und kochte er selbst mit viel Geschick und guter Laune, an den schlimmen aber, die bei weitem häufiger kamen, erwartete er alles von der Allgegenwart und Allmacht seiner Mutter. Je nachdem sie gegenwärtig war oder nicht, war er ganz verschieden: sie brauchte nur das Zimmer zu betreten, so bekam sein Gesicht etwas Kinderhaftes, ja es schien sich mehr zu runden, und in seinen Bewegungen, wenn er sich an sie lehnte, lag ein zufriedenes Geborgenheitsgefühl. Er mischte sich dann wenig ins Gespräch, sondern liess sie reden und hörte ihr zu mit der Miene eines Kindes, das die Worte seiner Eltern als Orakel aufnimmt; war sie fort, so kam er häufig auf das, was sie gesagt hatte, zurück, um es zu ergänzen oder richtigzustellen, und zeigte dabei Witz, Scharfblick und ein unbestechliches Urteil.

Auch Carmelo liebte Tiere und Kinder, nur dass er nicht, wie Riccardo, sich wie mit Brüdern und Freunden mit ihnen abzugeben wusste. Carmelo war mit dem Glückszahn auf die Welt gekommen, und die Farfalla erzählte mir, wie damals Aerzte, Professoren und vornehme Damen zu ihr gekommen waren, um das kleine, einem blanken Reiskörnchen ähnliche Wunder im Munde ihres Erstgeborenen zu sehen, und wie die Nachbarinnen ihr ein glänzendes Herrenschicksal für ihn geweissagt hatten. Lächelnd verglich sie, was sie damals gehofft hatte, mit dem, was geworden war, setzte aber mit ihrem lebhaften Gerechtigkeitssinn hinzu, dass er wohl ein besseres Los hätte haben können, wenn er sich mehr darum gekümmert hätte. Kräftig war er und auch keineswegs faul, aber er versäumte die Arbeit, um stundenlang über Land zu wandern oder ins offene Meer hinauszurudern, was ihm viel wichtiger als Geldverdienen schien. Dabei war er kein Träumer wie Riccardo, so dass es seiner Mutter schwer begreiflich war, wie er so viel Zeit mit Nichtstun verbringen konnte. Immerhin sei er insofern glücklich, sagte sie, als er eine ausgesprochene Abneigung gegen die Frauen habe. Die derben, unbefangenen Mädchen aus der Triumphgasse, die sich um Riccardo scharten, wo sie ihn sahen, fühlten so deutlich, wie sie Carmelo zuwider waren, dass sie augenblicklich wie die Vögel aufflatterten und davonliefen, sowie er sich blicken liess.

(Fortsetzung folgt)

Neu hinzutretende Leser erhalten auf Wunsch die bisherigen Romanfortsetzungen nachgeliefert.

UNSTERBLICHE PROSA

Das Gedicht: Sinnbild der Sehnsucht

Aus einem unveröffentlichten Brief Rainer Maria Rilkes

Eigentlich müsste man erst wissen, was Gedichte sind, um sagen zu können, was sie bedeuten. Sie sind nicht Gedanken, sondern Dankbarkeiten. Nicht in den Sinnen fangen sie an, sondern in der Sehnsucht.

Ein nie gelachtes Lachen sind sie, oder ein Weinen, dem die Augen zu weit waren. Oder eine Gefahr, die man nicht verstanden hat, oder eine Frucht, die nicht reif wurde. Oder eine Erinnerung an ein Tal, an einen Traum oder Turm irgendwo in der Kindheit. Oder ein Liebe, die man niemandem schenken kann, oder auch eine, die man verloren hat, die man hat fallen lassen in irgendein dunkles Herz hinein. Oder ein Zweifel, der zu etwas mächtig wird, oder eine Macht, die mündig geworden ist und doch im Leben weder Ruhm noch Ruhe findet.

Gedichte geschehen nur bei denjenigen Menschen, die neben und hinter den üblichen Umgangsgefühlen einen unverratenen Schatz von Empfindungen haben, die in seligem Müssigsein festlich und fremd durch die einsamsten Stunden gehen. Sie sind wie Götter, von denen niemand eine Gnade erwartet, so sorglos selig.

Zweierlei tut also not: Tiefere Gefühle zu haben neben allen anderen Gefühlen des Tages und Traumes. Solche, die nicht in dem grossen Kreislauf sich wandeln, sondern sind, als ob sie nicht um das törichte, taube Herz, sondern um eine schönere Sonne ihre Bahnen zögen...

Sind in Gedichten solche Gefühle verhüllt?

Ja.

Ist der Mensch, der sie schreibt, also ein Dichter?

Nicht so einfach lässt sich diese Frage lösen. Er ist ein Dichter, kann sein... oder auch, er ist - nur jung.

Es geschieht nämlich, dass junge feine Menschen den Dichtern gleichen eine Zeitlang. Sie haben einen Schatz unverratener Gefühle, die in ihren Heimlichkeiten thronen und selten in Selbstgebete und Geboten ihren Umzug halten.

Aber die jungen Menschen haben diese Gefühle nur deshalb ausgeschaltet und unberührt vom Alltag, weil sie in der äusseren Enge ihres unfreien Lebens nur wenig von sich selbst verbrauchen können. Einfach Ersparnisse sind das, nicht aus Ueberfluss, sondern aus Unmöglichkeit auszugeben, so wie der Gefangene sein unnützes Geld müssig ansammelt. Wenn diese Menschen später aus Erziehung und Enge, aus der strengen Stille des Vorhofs in die weiten Hallen des Lebens treten, verschwenden sie sich bis zum Rest, geben sich aus im Gefühl des befreiten weiten Verkehrs, behalten keine ungangbaren Geldbarren in sich, geben ihren Dichter hin, der nur ihre gedrängte, gezähmte dunkle Jugend war. Es gibt fortan kein Lachen, das sie nicht verbrauchten, kein Weinen, das sich nicht löste aus ihrem Leid. Für jedes wartende Echo in ihnen wird draussen die Stimme wach, und ihre Zartheit und ihr Zorn, ihr Gut und ihr Böse wird von den Gelegenheiten ausgeschöpft wie der Brunnen von unermüdlichen Eimern.

Das können sehr tiefe Menschen sein, wenn ihre Brunnen tief sind. Sie leben gründlich in ihrer Zeit. Aber das Unergründliche geht ihnen verloren, das jenen anderen eignet, den wenigen, deren Bestes sich nicht in Gebärden gibt.

Jedes Gefühl sehnt sich danach, festlich zu werden in einem bestimmten Gewand. Für jedes seiner Geständnisse das Kleid zu finden, in welchem es am schönsten schreitet, in welchem seine Gestalt sich auftut wie eine köstliche Frucht, die die Schale zerdrängt, und darin es sich dennoch verhüllt und verheimlicht, um unerkannt in den Gassen der Gaffer zu sein: das ist des Dichters kühne Kunst.

Sport

Neue Bestzeit der Eintracht

In einer Abendveranstaltung in Frankfurt erzielte die Springerstaffel der Eintracht über 4 mal 100 m eine neue Jahresbestzeit. Sie lief in der Besetzung Capellmann, Gleim, Lüdecke und Schuller und erreichte die gute Zeit von 42,3 Sekunden, die um vier Zehntelsekunden schneller ist als ihre bisherige deutsche Jahresbestleistung.

Bei den Meisterschaften in Berlin wird die Staffel voraussichtlich noch durch den deutschen Vorjahresmeister im 100 m-Lauf, Heinrich Huth (Frankfurt) verstärkt werden.

Ungarns Tennisspieler überlegen

Am dritten Tage des Dreistädtekampfes zwischen den Tennismannschaften von Budapest, Pressburg und Agram gewannen die Magyaren in der slowakischen Hauptstadt ihre Spiele ohne Satzverluste. Sie führen nunmehr gegen Pressburg mit 3:1 und gegen Agram mit 3:0 Punkten, während die Begegnung zwischen Pressburg und Agram vorerst noch 2:2 unentschieden steht.

Im Hauptkampf des Tages siegte Ungarns Meister Josef Asboth über den Agramer Mitic 6:2, 7:5.

Stehermeister in Bochum

Die Bochumer Radrennbahn wartet am Mittwoch, 5. Juli, mit einer Veranstaltung auf. Als Teilnehmer sollen die besten Fahrer aus dem Endlauf um die deutsche Stehermeisterschaft, die am 2. Juli in Erfurt entschieden wird, gewonnen werden.

Ohne Lohmann und Metze

Zum Sport des Tages - Vorbildlicher Turnverein

Abwechslung muss sein, darum ist es zu begrüssen, dass in dem Einerlei, zu dem sich die Rennen unserer Dauerfahrer nun schon durch die Reihe mehrerer Jahre entwickelt haben, durch die Meisterschaft so etwas wie ein frischer Zug gebracht wird. Dem Namen nach ist Erich Metze noch Rad-Weltmeister, weil seit Kriegsbeginn keine Weltmeistertitel mehr ausgefahren worden sind. Der erfolgreichste deutsche Fahrer in diesen Jahren ist aber fraglos Lohmann gewesen. Metze soll te 1944 wieder aktiv in die Kämpfe um die Spitze eingreifen, aber dieser Versuch darf wohl als gescheitert betrachtet werden. Es hätte also ohne Lohmanns Ausscheiden in der Vorentscheidung der Meisterschaft zu Braunschweig sicherlich wieder eine Meisterschaft Lohmanns gegeben, und das ist nun auf die Dauer wirklich etwas zu langweilig. Der Weg für einen neuen Mann ist jetzt frei. Der Amerikafahrer Kilian, der in Braunschweig mit neuem Bahnrekord aufwartete, und der Kölner Schorn haben die Vorläufe gewonnen. Kilian, in guter Form, wäre ein Meister, von dem man sich etwas versprechen könnte.

Man kann es den Wienern kaum übelnehmen, dass sie nach wie vor der Meinung sind, an der Donau würde trotz allem doch noch der beste Fussball gespielt. Mannschaften, die sich im schönen Wien vorstellen, werden stets besonders kritisch unter die Lupe genommen. Als der DSC 1942 als Pokalgewinner in Dresden gegen Rapid spielte, wurde er von der damals noch sehr starken Rapid-Elf 5:4 geschlagen. Jetzt ist das Rückspiel in Wien fällig. Mag Rapid auch schwächer geworden sein, gegen Meister DSC ist die Mannschaft bestimmt in Form, und der DSC tut für den 16. Juli gut daran, sich darauf einzurichten, dass man ihm gehörig auf den Zahn fühlen wird.

***

Die Turnvereine haben es von jeher gut verstanden, ihre Mitglieder bei der Stange zu halten, und so hatten sie in ihren Altersriegen immer Einrichtungen, um die sie der Sport beneiden konnte und musste. Jetzt ist wieder eine vorbildliche Einrichtung von einem Turnverein und zwar vom Karlsruher Turnverein 1846 geschaffen worden. Er hat einen Wettbewerb für seine Urlauber ausgeschrieben. In einem leichtathletischen Fünfkampf und einem turnerischen Vierkampf können die Urlauber ihre Kräfte messen. Ihre Leistungen werden nach Punkten gewertet, und auf Grund dieser Punktwertung wird zum Jahresende eine Preisverteilung vorgenommen. Diese Regelung ist gut. Sie lässt den Urlauber sich einreihen in einen Wettbewerb, der alle umfasst, die als Soldaten wieder unter annähernd gleichen Verhältnissen kämpfen. Der Urlauber kann fast nie in Wettbewerb mit den Männern, die noch in der Heimat sind und halbwegs regelmässig trainieren. In einem solchen Kampf wären seine Aussichten von vornherein bescheiden, aber bei der Regelung des Karlsruher Tv 1846 sind gleiche Grundlagen geschaffen worden.

Van Loon prüft Vogt

Spannende Boxkämpfe in Berlin

Auch am heutigen Sonntag, finden in der Reichshauptstadt wieder Berufsboxkämpfe im Rahmen der Truppenbetreuug statt. Austragungsstätte ist diesmal das Elsstadion Friedrichshagen und nach Seidler und Adolf Heuser stellt sich diesmal wieder der deutsche Halbschwergewichtsmeister Richard Vogt (Hamburg) in Berlin vor.

Gegner des schlagstarken Hanseaten ist der Niederländer Gerhard van Loon, der vor Jahren bereits mit Heuser über die Runden ging und auch in letzter Zeit in deutschen Ringen stets seinen Mann stand. Für Vogt bedeutet dieses Treffen also eine gute Ueberprüfung seiner Form im Hinblick auf den acht Tage später in Hamburg steigenden schweren Kampf gegen Jean Kreitz (Aachen).

Im übrigen erfuhr das Programm für kommenden Sonntag aber durch die Absage des Schwergewichtstreffens zwischen Heinz Sendel und Willi Quentemeier (Niederlande) eine Abänderung. Es soll sich nunmehr wie folgt zusammensetzen: Werner Riethdorf gegen Otto Biessut (beide Berlin) und Rinus Retger (Niederlande) gegen Ige Edwards (Frankreich) im Leichtgewicht, Hans Scheffers (M.-Gladbach) gegen Petit (Belgien) im Fliegengewicht, Julius Schmitt (Mannheim) gegen Georg Hoelz (Stuttgart) und Richard Vogt (Hamburg) gegen Gerhard van Loon (Niederlande) im Halbschwergewicht.

Rätsel

SILBENRAETSEL

Aus den 48 Silben: bau - ber - berg - bus - ca - cer - din - dron - e - en - es - es - fi - flö - ga - gnl - go - gol - ho - im - in - ka - ker - la - le - li - lun - mann - march - mark - mas - mel - ne - ni - nim - o - pest - rie - ril - sel - ser - sol - stadt - te - uk - ve - was - zau

bilde man 16 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwärts gelesen, eine Betrachtung ergeben. (st = 1 Behst.)

1. Menschenähnlicher Affe, 2. berühmt. Chirurg, 3. Zierstrauch, 4. weiblicher Vorname, 5. Flugzeugführer des 1. Weltkrieges, 6. italienischer Opernkomponist, 7. Glorienschein, 8. Stadt i. Bayern, 9. Suppengemüse, 10. vulkanische Dampfquellen, 11. Reiterabteilung, 12 Oper von W. A. Mozart, 13. preussische Landschaft, 14. Hüttenindustrie, 15. Hochtal der Schweiz, 16. Wasserpflanze.

EINE DROLLIGE VERKEHRSSTOCKUNG

Sieben Wagen stehen auf einer Kreuzung. Keiner kann weiter. Wagen 3 hält vor der Tür des Wagens 6, Wagen 1 steht hinter Wagen 2. Wagen 5 hält hinter Wagen 4, Wagen 6 steht vor der Tür des Wagens 4, Wagen 7 steht hinter Wagen 6 und Wagen 4 steht vor der Tür des Wagens 2. Jeder sperrt dem andern den Weg ab. Natürlich schimpft alles. Es hagelt voralmfutliche Ungeheuer, dabei brauchte nur einer der sieben Wagen ein paar Schritte zurück zu fahren und alles wäre in bester Ordnung. Welcher Wagen ist das?

WER RIET RICHTIG?

Die Lösungen der Rätsel vom letzten Sonntag:

Der Kaufpreis: Das Geschenk kostete RM 37,50; 12 Kameraden steuerten bei.

Silbenrätsel: 1. Armierung, 2. Giessen, 3. Duerer, 4. Bremse, 5. Litze, 6. Schwindler, 7. Tirol, 8. Elsa, 9. Pechnelke, 10. Kellerassel, 11. Kassino, 12. Nero, 13. Flieder. «Aeusserer Besitz schwindet viel schneller als innerer».

Wirtschaft

Rumänische Erzproduktion

Ueber die Produktion Rumäniens an Erzen im Jahre 1943 veröffentlicht das Wirtschaftsblatt «Bursa» folgende Zusammenstellung: Mangan 38 179 Tonnen, Eisen 344 455 Tonnen, Molybdän 4 314 Tonnen, Quecksilber 9 328 Tonnen, Kupferkies 19 521 Tonnen, Banthonit 1 540 Tonnen und Talg 837 Tonnen. An Salz wurden 377 468 Tonnen gewonnen. Die aus den gewonnenen Edelerzen an die Nationalbank abgelieferten Gold- und Silbermengen betrugen: Gold 2 663 Kilogramm gegenüber 2 607 Kilogramm im Jahre 1942, Silber 3 172 Kilogramm gegenüber 2 775 Kilogramm im Jahre 1942.

Neue Staatsanleihen

Das norwegische Finanzdepartement nahm durch ein Konsortium von Aktien und Sparbanken sowie von Lebensversicherungs-Gesellschaften zwei neue Staatsanleihen in Höhe von insgesamt vierhundert Kronen auf. Die erste der beiden Anleihen beläuft sich auf dreihundert Millionen Kronen. Sie wird mit 3,5 Prozent verzinst und amortisiert sich im Laufe von vierzig Jahren. Die andere Anleihe umfasst hundert Millionen Kronen mit einer Verzinsung von 2,5 Prozent und einer Laufzeit von 12 Jahren.

Das Ende der Weltkartelle

Auch eine Niederlage Englands - Die reichsten Rohstoffkammern dem Zugriff der Angelsachsen entzogen

Von Dr. Jos. Freidank

BERLIN

Sowohl auf der Erzeuger — als auch auf der Verbraucherseite haben sich während des Krieges die Voraussetzungen grundlegend geändert, auf denen die Monopolherrschaft der Weltkartelle aufgebaut war. Die Weltkartelle hatten die Erzeugerinteressen stets einseitig vertreten und zu diesem Behufe weltweite Organisationen aufgebaut, um Preisstabilisierungen auf einem hohen Niveau durch jeweils erforderliche Anbotsverknappungen zu erreichen. Die Mehrzahl dieser durch Restriktionsabkommen charakterisierten Kartellen war zwischen den Erzeugern ohne staatliche Intervention abgeschlossen worden, so die Kartelle für Kupfer, Blei, Stahl und Stickstoff.

Die umfassendsten dieser Restriktionsabkommen, die bereits den Charakter von Weltmonopolen annahmen (Zinn, Zucker, Tee und Kautschuk) kamen durch Beschlüsse der Regierung der Erzeugerländer oder wenigstens unter staatlicher Patronanz zustande. Aus der Rohstofflage innerhalb der vor dem Krieg bestehenden politischen Grenzen der Erzeugerländer ergab sich als natürliche Konsequenz, dass in all diesen Weltkartellen der englische Einfluss überwog, woraus sich zwangsläufig Spannungen mit dem grössten Weltverbraucher obiger Rohstoffe, mit den Vereinigten Staaten, ergaben, die sich nur widerwillig dem Preisdiktat der von England massgeblich beeinflussten Kontrolle fügten.

Auf der Erzeugerseite haben sich tiefgreifende Wandlungen in den Voraussetzungen der Weltkartelle in erster Linie durch die Neuordnung im fernem Osten ergeben, der zufolge die reichste Rohstoffkammer der Welt dem Zugriff und der Ausbeutung durch die angelsächsischen Mächte entzogen wurde. So fallen in dem gegenwärtigen Machtbereich Japans fast 95% der Naturkautschukerzeugung und 70% der Zinnproduktion. Zu den Wandlungen im Erzeugersektor ist auch zu buchen, dass sich neue Erzeugerländer von synthetischen Rohstoffen, wie bei Kautschuk, eingeschaltet haben. Auf seiten der Verbraucher hat sich insofern eine Aenderung ergeben, als die Anforderung der Rüstung in den Feindländern den Bedarf an Rohstoffen ungemein stark in einzelnen Fällen auf ein Vielfaches des Bedarfs ansteigen liessen und die Nachfrage damit die potentielle Erzeugung überschritt, was jede Restriktion der Produktion überflüssig machte. Um zu verhindern, dass das Kriegsangebot dieser Waren künstlich beschränkt werde, sind unter dem Druck der an dem Fortschritt der Rüstung interessierten Staaten die Exportquoten aller Erzeugerländer im Rahmen der Restriktionsabkommen so hoch festgesetzt worden, dass sie eine praktische Freigabe der Produktion beinhalten.

Gleichzeitig mit dem Abbau der materiellen Voraussetzungen für den Fortbestand der Weltkartelle beobachten wir in den einschlägigen Kreisen der angelsächsischen Mächte eine Aenderung zur prinzipiellen Einstellung zur Kartellfrage. Diese wird besonders in den Vereinigten Staaten ventiliert, die ja bei den meisten Weltmonopolen in die Hinterhand geraten waren. Schon anlässlich der im Herbst 1942 erfolgten, natürlich nur theoretischen Verlängerung des Zinnrestriktionsabkommen hatte die «New York Times» Vorwürfe erhoben, dass jenes Abkommen nicht mit den Prinzipien der Atlantik-Charta in Einklang gebracht werden könne.

Die damit eingeleitete Pressekampagne veranlasste den stellvertretenden Premierminister Mr. C. Attlee im Dezember 1942, in Beantwortung einer parlamentarischen Interpellation festzustellen, dass in Zukunft die internationalen Warenregulierungsabkommen, gleichgültig, ob sie zwischen privaten Industriezweigen oder zwischen Regierungen abgeschlossen werden, nach dem Krieg im Rahmen der Atlantik-Charta und dem Mutual Aid Agreement vorgesehenen internationalen Diskussionen studiert werden müssen. Die Engländer haben sich die amerikanischen Auffassungen soweit zu eigen gemacht, dass ihre Delegation bei der Interalliierten Ernährungskonferenz von Hot Springs die Vorkriegspraxis der Angebotrestriktion ausdrücklich als bedauernswertes Experiment bezeichnete und sich ausdrücklich gegen ihre Wiederbelebung aussprach. Nach dem Krieg sollte vielmehr eine allgemeine Expansionspolitik die Grundlage der wahren Machtregulierung bilden und Restriktionen nur auf solche Fälle beschränkt werden, in denen Begrenzungen gewisser Angebote erforderlich sind, um das Angebot anderer und mehr erwünschter Waren zu steigern.

In dieser Stellungnahme der Engländer kann man jedoch keineswegs ein Wegrücken von den orthodoxen Thesen des Liberalismus erblicken, die ohne Rücksicht auf die nationalen Belange alle Massnahmen der Privatwirtschaft zur Erhöhung der Preise und damit der Gewinne rechtfertigen, sondern vielmehr eine Reverenz vor dem mächtigen Bundesgenossen, der durch die Wirtschaftsorgane das Schwergewicht der Lenkung der wichtigsten Weltmärkte auf die andere Seite des Atlantiks zu verlagern hofft. Bereits jetzt herrschen in den Rohstoffämtern, die den Sitz ihrer Zentralen zum grössten Teil auf dem Boden der USA haben, die amerikanischen Interessen vor. Dass England sich seines Terrainverlustes auf dem Gebiet der internationalen Rohstoffwirtschaft bereits schmerzlich bewusst ist und nunmehr noch einiges zu retten versucht, geht aus den kürzlich abgegebenen Erklärungen des Planungsministers Lord Woolton zur Frage der internationalen Kartelle hervor, dass seine Regierung die laufende Kontrolle aller Rohstoffbewirtschaftungsabkommen und damit auch der von USA gesteuerten internationalen Organisationen wünscht. Die Antwort Washingtons auf diese «Wünsche» ist noch nicht erfolgt.

Im Hinblick darauf, dass den internationalen Kartellen der bisherigen Prägung fast alle Grundlagen entzogen sind, muss die Frage interessant erscheinen, in welcher Weise die Kartellverträge formaljuristisch der neuen Sachlage angepasst wurden. Das Kautschukregulierungsabkommen, das am 31. Dezember 1943 nach fünfjähriger Frist formell ablief, wurde bald nach diesem Zeitpunkt von den beiden Hauptpartnern dieses Vertrages, von der englischen Regierung und der niederländischen Exilregierung, um vier Monate verlängert. Diese Verlängerung soll den Zweck haben, den Umbau der Organisationen der Kautschukbewirtschaftung in der Weise vorzunehmen, dass das massgebende Organ des Restriktionsplans, das Internationale Rubber Regulation Commitee, dieser von England und den Niederlanden kontrollierte Ausschuss, nur noch Aufgaben der Sammlung und Beratung statistischen Materials erhält. In seiner neuen Form wird der Ausschuss keinerlei Vollmachten besitzen, die Erzeugung und den Export von Kautschuk zu kontrollieren. Bezeichnend ist die Erklärung der beiden genannten Regierungen, dass die Beteiligung allen übrigen an den Fragen der Erzeugung und des Verbrauches beteiligten Regierungen offenstehen sollte, was offensichtlich als ein Zugeständnis an die Amerikaner gewertet werden kann, denen als grösstes Verbraucherland eine massgebende Stimme im Ausschuss eingeräumt werden sollte. Alle diese Planungen sind jedoch nur insofern interessant, als die Bemühungen um den von den angelsächsischen Mächten noch beherrschten Torso der Weltkautschukwirtschaft (90% der Weltproduktion werden von den Japanern kontrolliert) die späte Erkenntnis der Verwerflichkeit der nur nach Erzeugerinteressen ausgerichteten Kartellwirtschaft aufzeigen.

Das in diesem Krieg vollzogene politische Revirement der Welt hat auch jenen hochgezüchteten Organismus des Liberalismus, den Weltkartellen, den Nährboden entzogen. In welcher Weise sich nach dem Krieg der Neuaufbau der Rohstoffwirtschaft der Welt vollziehen wird, lässt sich heute kaum noch sagen. Dass aber die Aera der englisch beherrschten Weltmonopole in diesem Krieg bereits ein für alle Mal ihr Ende gefunden hat, ist eine Feststellung, die sich jedem objektiven Betrachter der Weltlage aufdrängt.

Kino u. Varieté

* = Film in deutscher Sprache.

Triest

SOLDATENKINO. 19 Uhr: «Leichte Muse». *
DEUTSCHES HAUS. Sonntag 19.30: «Alles Schwindel». *
NAZIONALE. 14.45: «Weisser Traum» mit O. Kollmann und W. Albach.
ENCELSIOR. 15: «Der Baron von Münchhausen» mit Hans Albers.
FENICE. 13.45: «Eine berauschende Ballnacht» mit Z. Leander. Varieté.
FILODRAMMATICO. 14: «Ein ganzes Leben lang» mit Paula Wessely.
SUPERCINEMA. 14.30: «Ach wie so trügerisch»: Tagliavini - Campanini.
ITALIA. 15: «Der Schatten der anderen» mit Hilde Krahl, W. Forst.
IMPERO. 14: «Harlem» mit A. Nazzari, O. Valenti und Vivi Gioi.

Görz

VERDI. 14.30: «Ich bin nicht abergläubisch, aber...!», mit Mercader.

Udine

PUCCINI. 14: «Jakob, der Idealist», mit Andrea Cecchi.
ODEON. 14: «Der Baron von Münchhausen» mit Hans Albers.
GARIBALDI. 14: «Liebesstolpereien» mit P. Tabet.
IMPERO. 14: «Eine Liebesgeschichte» mit A. Noris.
CECCHINI. 14: «Die Lehrerin» mit M. Denis und V. Riento.
FRIULI. 14: «Luxuszug» mit Kate von Nagy und P. Hörbiger.

Laibach

KINO SLOGA. 16 und 19 Uhr: «Meine Tochter lebt in Wien», ein Lustspiel mit Hans Moser, Dorit Kreysler, Hans Olden. *
KINO UNION. «Ochsen-Krieg», Elfriede Datzig, Paul Richter, Fritz Kampers usw. *
KINO MATICA: «Schrammeln» mit Hans Moser, Paul Hörbiger, Martha Harell. *

Stellenangebote

Kontoristin oder Kontorist deutschsprechendes für Stenographie, Schreibmaschine und Statistik, wird sofort gesucht. Angebote an der Firma Wahler, via Rossetti 6.

Weibliche Bürokraft mit guten deutschen Sprachkenntnissen von Deutscher Dienststelle gesucht. Via Commerciale 41.

Mietgesuche

Reichsdeutscher in leitender Stellung sucht 1 bis 2 modern möbl. Zimmer in nur gutem, gepflegtem Haushalt, mit Bad und Telefon. Wäsche wird gestellt. Gefl. Angebote unter Nr. 326 an die Deutsche Adria-Zeitung, Triest, Piazza Goldoni 1.

Ankäufe

Guterhaltene Gemälde-Goldrahmen zu kaufen gesucht. Angebote Echtin, Triest, Albergo Città, Zimmer 227.

Unterricht

DEUTSCHE AKADEMIE
Lektorat Triest

Deutsch-Unterricht
für Anfänger und Fortgeschrittene.
Literaturkurse,
Stenographiekurse,
Handelskorrespondenz.
Kursbeginn: Anfang Juli.
Kursdauer: 3 Monate.
Anfragen und Einschreibungen:
Via Rossini 4 - III. Stock
Tel. 70-71

Einjährige Ausbildung zur Gymnastiklehrerin durch die Berufsfachschule für Gymnastiklehrerinnen des Reichsgaues Kärnten. Anmeldung M. Domenig, Klagenfurt, Stuttgarterplatz 9.

Verschiedenes

Mitsegler(in) für Nachmittags- und Sonntagsfahrten gesucht. Gefl. Zuschriften unter Nr. 324 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Im Café Nazionale
BELLINI
und sein Orchester mit dem Rundfunksänger
NUNZIO ROSSI
und LAURA-MORA
vom Rundfunk Tirana

Empfehlenswerte Gaststätten und Kaffees

TRIEST

Gran Ristorante "Fortuna"
ERSTE KLASSE
Via Carducci 12 Tel. 4038

RISTORANTE BOLOGNESE
Via F. Crispi 8. Via Bellinzona 1
Telefon 93-629

Ristorante «Alle Viole»
Via Carducci
bietet etwas für Feinschmecker

Trattoria MILANO
Geschäftsführer: Arturo Destefan
Via Giulia 9 Tel. 6423

Trattoria «Ai Porchetti»
Via Nizza Nr. 7 Telef. 59-80

Café Specchi
PIAZZA UNITA'
Täglich Konzert von 17.30 bis 21.30 Sonn- und Feiertage Mittagskonzert

CAFE' DANTE
VIA CARDUCCI Nr. 8
Täglich Konzert von 18 bis 22
Feinstes Gefrorenes

CAFE' MILANO
TRIEST - Via Giulia Nr. 3
Mehrere Billards

CAFE' STAZIONE
in der Nähe des Bahnhofs
VORNEHMES LOKAL

Gelateria « PIPOLO »
VIALE XX SETTEMBRE 11
BARCOLA RIVIERA

GÖRZ

Ristorante «Università»
Görz, Piazza Vittoria 12

Bar Tomadin Corso E. Muti 18
Bar Tricorno Corso E. Muti
Bar De Nicolo
Corso Verdi 34
Die bekanntesten Bars in Görz

UDINE

Hotel, Restaurant EUROPA
(gegenüber dem Bahnhof)
UDINE - Tel. 3-24

Hotel, Restaurant «AL MONTE»
Besitzer: G. Dalla Mura
Udine, via Mercatovecchio, Tel. 7-13

Restaurant MANIN
Via Manin - UDINE - Tel. 1-46
Empfehlenswertes Lokal
Besitzer: Wernitznig Piero

FIUME

RESTAURANT
«ALLA BORSA»
Albert Wiltsch - FIUME
Bekanntes und gutes Speiselokal

TRATTORIA
«LA CONCA D'ORO»
FIUME
Gepflegte, erstklassige Küche

Pasticceria G. TOTH
FIUME
Viale Camicie Nere 20
FEINSTES GEFRORENES

Gute Fachgeschäfte in Triest

Bauunternehmen

BAUMEISTER
GIUSEPPE PISON
TRIEST
Via S. Francesco d'Assisi Nr. 10
Tel. 90-704

Firma E. MIORIN
VILLA OPICINA Tel. 21052
empfiehlt sich zur Ausführung von Luftschutzkellern in kürzester Zeit

Blumen

Blumen: Besonders schöne und grosse Auswahl. Herrliche Rosen.
MARIA MARCHI
Via S. Lazzaro 22-Via Torrebianca

Buchhandlungen

Buchhandlung F. H. SCHIMPFF
Via Dante 14

Büroartikel

Verkauf und Reparaturen von
Füllfederhaltern
PAPIERHANDLUNG «S. GIUSTO»
Triest Via Mazzini 41

Druckerei,
Reliefdruck, Gummistempel
BERNARDI
Triest, Via Mazzini 44 - Tel. 93-667

Cartoleria Luigi Muran
Via Commerciale 2 - Fernspr. 8493

CARTOLERIA ROMA
Via Carducci 21, Triest

Damenmoden

Alles für die Dame
G. BELTRAME
CORSO E. MUTI

Drogerien

Drogheria Profumeria VENUS
S. a g. l. TRIEST
Viale XX Settembre 10 - Tel. 9379

Drogheria Vittorio Toso
Piazza Caduti Fascisti 6. Tel. 93603

Hausgeräte

F.lli ZENNARO
Via Battisti 14 - Via XXX Ottobre 1
Porzellan, Kristall, Hausgeräte

Betrieb tierischer Schädlingsbekämpfung
RUDOLF MARUHN
SCHUTZ HAMBURG 36 · RUF: 35 33 81 / 34 41 08
Schädlingsbekämpfung jeglicher Art!
• Grohsentwesungen •
von Wehrmachtsunterkünften wie Kasernen, Baracken, Anstalten. Grossküchen, DAF-Lager, unter fachmännischer Leitung.
KOSTENLOSE BERATUNG

ROBERT KRAEMER
IMPORT — EXPORT — TRANSIT
BREMEN
CONTRESCARPE 58, Telegrammadresse ROKRA
HAMBURG 1 Ferdinandstrasse Nr. 29
WIEN 1/1 Goldschmiedgasse Nr. 10
PRAG II Heuwaagsplatz Nr. 32
KRAKAU Rathausplatz Nr. 10/5
PRESSBURG Stadtrichter Jacobsplatz 16
Niederlassungen und Stützpunkte in Europa, im Osten und in Übersee

Bayer-Kreuz GEGEN KRANKHEIT

Seit es Menschen gibt, spielen Krankheiten in ihrer Geschichte eine unheilvolle Rolle! Seuchen rotteten ganze Völker aus, Malaria und andere Tropenkrankheiten machten weite Landstriche unbewohnbar. Um so größer sind die Erfolge deutscher Wissenschaft zu bewerten, die in den weltberühmten »Bayer«-Arzneimitteln ihren Ausdruck finden.

Wenn heute Seuchen und Epidemien zu einer fast unbekannten Erscheinung geworden sind, manche Krankheiten ganz verschwanden und andere, die früher unweigerlich zu Tod und Siechtum führten, sicher geheilt werden, dann ist dies nicht zuletzt ein Verdienst der aus Deutschland stammenden Arzneimittel mit dem »Bayer«-Kreuz.

BANCO DI ROMA
Aktiengesellschaft - Kapital und Rücklagen L. 364.000.000
Gründungsjahr 1880
Bankdienste und Bankgeschäfte jeder Art
Zweigniederlassungen: Triest - Udine - Fiume

Istituto Nazionale delle Assicurazioni
Versicherungsbestand (in Kraft) am Ende 1942: über 30 Milliarden Lire
Technische und Vermögenpreserven Ende 1942: über 8 Milliarden Lire
Agenturen des I.N.A. befinden sich in jedem Provinzhauptort

HOTEL EXCELSIOR
durch eigenen Hoteltunnel mit dem Anhalter Bahnhof verbunden
BERLIN Fernruf: 195131
Eigentümer und Betriebsführer Curt Elschner

Geha Duplex
KOHLEPAPIER
Es ist aus knappen wertvollen Rohstoffen hergestellt. Man wirft also kein Blatt eher fort als bis seine hohe Farbkraft vollständig verbraucht ist.
GEHA-WERKE · HANNOVER

Hinter rasenden Motoren

Erinnerung an Italiens grösste Autorennfahrer / Von Jürgen Halbe

Das Heulen rasender Rennwagen ist dem Heulen der Granaten gewichen. In diesen Wochen sind es gerade fünf Jahre her, dass Europa seine letzte Autorennen erlebte. Sie gestalteten sich — wie schon alle Jahre vorher — zu einem erbitterten Zweikampf zwischen deutschen und italienischen Wagen und Fahrern, die miteinander um die endgültige Vorherrschaft stritten.

Das Auto gehört zum Italiener wie der Regenschirm zum Engländer. Kein Land der ganzen Erde hat seit der Erfindung des Automobils eine so schwindelerregende Zahl guter und bester Rennfahrer hervorgebracht wie gerade Italien. Kein Land der Erde hatte bis zum Bau der deutschen Reichsautobahn so gepflegte Ueberlandstrassen wie Italien. Und kein Land der Erde — nicht einmal Deutschland — hat je soviele Rennen durchgeführt.

Anfänge? Namen? Italiens Autosportgrössen gehen in die Dutzende. Sie kamen und gingen, siegten und verloren, blieben oder stürzten. Wo einer fiel, waren gleich zwei andere. Auf den Rennbahnen zwischen Tripolis und Pescara, in Monza, Livorno, auf Sizilien und in Rom haben sie um den Lorbeer des Sieges gekämpft. Ganz Europa hat sie am Start gesehen, hunderttausende haben sie bejubelt, monatelang, jahrelang. Nur ganz wenige jahrzehntelang.

Lassen wir sie Parade machen, die Grossen, die unvergessen sind und unvergessen bleiben. Die die Welt für Augenblicke in Atem hielten, die Husarenstücke vollbrachten, die kein Mensch für möglich hielt.

Grosser Preis von Europa 1925. Ein erstklassiges Feld ist am Start. Die Journalisten in ihren Kabinen, die Zuschauermengen an der Strecke wetten um den Sieger. Sechs, sieben, ja — acht Fahrer kommen in Frage. Einer von ihnen ist Ascari. Der berühmte Ascari, der seit zwei Jahren auf seinem Alfa-Romeo von Sieg zu Sieg fährt. Ascari, der Mann mit dem blendenden Fahrstil. Auch hier liegt er in der Spitzengruppe. Auch hier wird er ein entscheidendes Wort mitzureden haben.

Wird er das? Es ist mörderisch heiss. Ein Wagen nach dem anderen fällt aus, wird «sauer». Die Besten, die Aussichtsreichsten geben auf, strecken die Waffen — können nicht mehr. Ein einziger bleibt übrig: Ascari.

Die Menge ist enttäuscht. Es wird keine Sensationen mehr geben in diesem Grand Prix. Wirklich nicht?

Die Leute sollen sich wundern: Ascari vollbringt sein Meisterstück — eins, das nach ihm noch heute keiner nachgemacht hat: Er fährt, obgleich er das Rennen sicher in der Tasche hat, Runde um Runde Rekord. Eine Zeit schlägt die andere. Tatsächlich: Ascari gewinnt nicht nur den Grossen Preis, er gewinnt ihn mit einer Serie unwahrscheinlicher Rundenrekorde!

Wenige Wochen später. Beim Grossen Preis von Frankreich in Linas-Monthléry bei Paris. Mitten im Rennen, an erster Stelle liegend, überschlägt sich ein Wagen. Der Fahrer ist sofort tot. Er hiess Ascari.

1933 in Monza. Grosser Preis von Italien. Rätselraten vor dem Rennen: Wer wird fahren — Nuvolari oder Borzacchini? Stark ist das Alfa-Romeo-Team, sehr stark sogar. Vier der besten Fahrer sind am Start: Campari, Borzacchini, Graf Czaikowskij und Nuvolari. Aber drei können nur fahren. Entweder Borzacchini oder Nuvolari, heisst es. Nuvolari ist kurz vorher gestürzt, noch nicht wieder im Vollbesitz seiner Kraft. Borzacchini bittet und bettelt: «Lasst mich fahren, Kinder. Es soll mein letztes Rennen sein». Man lässt ihn fahren...

Kurz vor dem Start. Vor den Tribünen, an der Alfa-Box, stehen die Rennfahrer. Auf einem Tisch Borzacchini. Diesmal nicht der Rennfahrer, sondern der Opernsänger. Eine seltsame Doppelbegabung: auf der Rennbahn gleich erfolgreich wie auf der Bühne. Er singt. Ueber den Startplatz klingt die Cavatine aus Rossinis «Barbier von Sevilla». Die Kameraden sind aus dem Häuschen, jubeln, klatschen, rufen: «Daccapo»! Das Daccapo unterbleibt. Die Wagen sind aufgestellt. In wenigen Minuten wird der Startschuss zum ersten Vorlauf gegeben.

Die Wagen brausen los. Rasen über die Geraden, heulen durch die Kurven. Plötzlich ein Schrei. Ein wahnsinniger Schrei, der sich um die ganze Bahn fortpflanzt: «Campari ist gestürzt!» Das Rennen geht weiter. Nach wenigen Augenblicken steigert sich das Entsetzen: Borzacchini ist ebenfalls gestürzt! Ein Wunder, das keine Panik ausbricht. Beide sind in der gleichen Kurve aus der Bahn geflogen. Beide sind tot.

Das Rennen wird abgebrochen. In der Todeskurve hat man einen Oelfleck entdeckt, eine riesige Pfütze. Man soll den Oelfleck beseitigen, heisst es. Man wird ihn beseitigen. Aber man braucht dazu Sand und Wasser. Und einen Schrubber. Wer hat einen Schrubber? Niemand. Man sucht und sucht.

Auf der Tribüne sitzt Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz Umberto. Seine Königliche Hoheit sind ungeduldig. Man soll doch endlich weiterfahren. Wegen zwei Stürzen könne man doch unmöglich ein ganzes Rennen abbrechen! Das Unglaubliche geschieht. Irgendwer himmt etwas Sand und ein Tuch und wischt den Oelfleck fort. Jedenfalls wird Seiner Königlichen Hoheit das gemeldet. Fort ist der Oelfleck nicht. Aber Umberto ist zufrieden. Es kann weitergehen.

Und es geht weiter. Aber nur darum, dass ein paar Minuten später die kaum verebbte Erregung wieder aufbrandet. In derselben Kurve, auf demselben Oelfleck ereignet sich die dritte Katastrophe: Graf Czaikowskij rast aus der Bahn, fliegt zwischen die Bäume. Die Menge hält den Atem an. Grauen flackert in den Augen. Aber der Graf klettert aus den Trümmern. Steht auf, winkt. Und bricht zusammen. Tot. Das war die grösste Katastrophe, die sich jemals während eines Rennens ereignet hat.

Training zum Grossen Preis von Pau in Südfrankreich. Längst hat sich das Blatt im Zweikampf Deutschland-Italien zugunsten der Deutschen gewendet. Der einzige Italiener, der nach wie vor in der Spitzengruppe zu sehen ist, der einzige, der noch mithalten kann, ist Tazio Nuvolari, seit Jahren Italiens ungekrönter Rennkönig.

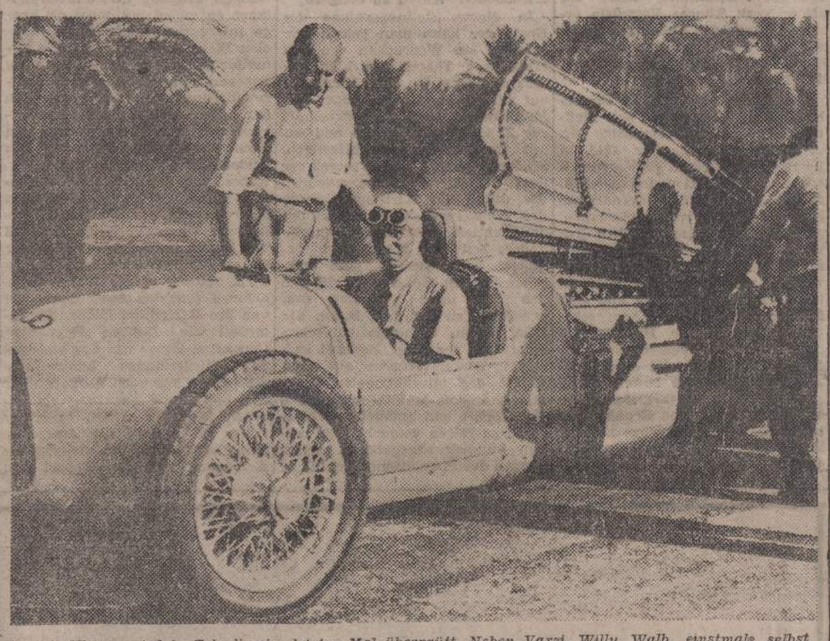
Auch jetzt, 1938, gibt er das Spiel nicht verloren. Er trainiert eisern. Der wendige Alfa-Romeo, allerneuste Bauart, rast durch das Kurvengewirr. Endlich eine Gerade. Der Motor heult auf, der Wagen schiesst nach vorn. Plötzlich eine Explosion: Aus dem Motor schiesst eine Stichflamme. Der Wagen brennt!! Nuvolari tritt mit aller Kraft in die Bremsen. Umsonst — der Wagen rast weiter. Das Feuer hat die Bremskabel durchgeschmort, kaum, dass sie noch reagieren. Nuvolari bremst weiter. 120 Kilometer, etliche tausend Touren, zeigt das Armaturenbrett. Die Flammen schlagen Nuvolari ins Gesicht. Die Montur sengelt. Bremsen — nur bremsen!! Unendlich langsam fällt der Tachometer. 90 — 80 — 75. — Die Hitze wird unerträglich. Nuvolari kann nichts mehr sehen — 70 65 — 60.

60 Kilometer! Nuvolaris Montur brennt. Erandblasen bedecken Gesicht und Hände. Da wagt er es. Mit einem Satz springt er aus dem brennenden Alfa, schlägt irgendwo auf. Der Wagen rast weiter, verfängt sich in einigen Bäumen und brennt aus.

Bewusstlos haben sie Nuvolari ins Krankenhaus getragen. Bewusstlos bleibt er Tage und Nächte. Fieberphantasien schütteln ihn. Und immer wieder die Worte: «Ich werde nie wieder fahren! Nie wieder!!»

Wenige Monate später erringt der gleiche Nuvolari seinen ersten Sieg auf einem deutschen Auto-Union-Wagen. Das «Nie wieder» ist gebrochen. Die silberne Miniatur-Schildkröte am silbernen Kettchen, die — ein Geschenk Gabriele d'Annunzios — Nuvolari als Talisman begleitet, zieht weiter über die Rennbahnen der Welt.

Inzwischen sind Jahre ins Land gegangen. Die Rennbahnen liegen verwaist. Aber schon in den Uniformen der Soldaten warten neue Kämpfer auf neue Kämpfe — auf die friedlicheren des Autorennsportes, dem sie sich verschrieben haben.



Varzis Wagen wird in Tripolis ein letztes Mal überprüft. Neben Varzi Willy Walb, einstmals selbst Rennfahrer, später Rennmanager

Tazio Nuvolari, der bedeutendste italienische Rennfahrer, kurz vor dem Start. Am Halstuch die berühmte Schildkröte, ein Geschenk Gabriele d'Annunzios Aufn.: Schirner

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Höchstpreise für Gasthäuser

Durch Sondererlass des Preiskommissars für Triest, Istrien, Friaul, Görz und Fiume sind ab 1. Juli für die öffentlichen Gastwirtschaften Mahlzeiten-Höchstpreise festgesetzt worden. Sie betragen in den Provinzen Triest, Istrien und Fiume für Restaurants der I. Kategorie Lire 37.—, der II. Kategorie Lire 30.—, der III. Kategorie Lire 23.—, der IV. Kategorie Lire 18.—, während für die Provinzen Görz und Friaul folgende Höchstpreise gelten: I. Kategorie Lire 32.—, II. Kategorie Lire 25.—, III. Kategorie Lire 18.—, und IV. Kategorie Lire 15.—.

Ferner sind ab 1. Juli die neuen Fettverbrauchsvorschriften für öffentliche Gastwirtschaften in Kraft getreten. Das Publikum wird darauf aufmerksam gemacht, dass ohne Fettkartenabschnitte keine Speisen mehr verabreicht werden.

Fahrerlaubnisse ungültig

Die Präfektur teilt mit, dass ab 1. Juli sämtliche Fahrerlaubnisse für private Kraftfahrzeuge, die in der Provinz erlassen wurden, ungültig sind. Das gilt auch für die mit den Buchstaben «CA» gekennzeichneten Wagen, die künftig die Buchstaben «LA» tragen müssen. Die neuen Fahrbewilligungen gelten nur für den Verkehr innerhalb der Gemeindegrenzen des Wohnorts. Für Fahrten über diese Grenzen hinaus ist eine besondere Reisebewilligung notwendig. Letzter Termin zur Durchführung der notwendigen Massnahmen ist der 8. Juli. Zuwiderhandlungen können die Beschlagnahmung des Kraftwagens zur Folge haben.

Kirchenglocken läuten wieder

Die Luftschutzabteilung der Präfektur teilt mit, dass sowohl die elektrischen wie auch die Pressluftsirenen wieder vollkommen instandgesetzt sind. Daher werden ab 2. Juli die Kirchenglocken nur zu kirchlichen Handlungen geläutet.

FIUME

Fleisch und Schinken im LKW

Bei der Durchsuchung eines kleinen LKW einer Druckerei in Fiume wurden eine Kiste Fische, Rindfleisch und Schaffleisch, sowie zwei Schinken gefunden und beschlagnahmt. Der Kraftwagenfahrer wurde beim Sondergericht angezeigt.

Markt in Triest

So sieht ihn ein deutscher Landser

Aus dem engen und sonnenärmen Gassengewirr der ebenen Altstadt gehe ich am verfallenen römischen Theater vorbei, nach dem Markte. Es ist ein einziger, bewegter, lärmender und sich durcheinander-windender Menschenhaufen. Ganze Berge Salat liegen auf den Ständen und laden zum Kaufe ein. Wunderbarer Gemüsekohl liegt daneben. Dort leuchten Zitronen, dann Spargel, Zwiebel, Rettich, Erdbeeren und Kirschen. Wahrlich ein verlockender Anblick! Alles drängt sich um die Obststände. Das Auge des Triestiner Gesetzes hat oft Mühe, einigermassen Ordnung in den drängenden Haufen zu bringen. Drei Zivilisten, ein Soldat, so geht es am laufenden Band. Der deutsche Landser ist dabei ständiger Gast und lässt sich die süssen Boten des südlichen Sommers gut schmecken. Geschäftige Händler, Weiber und Mädchen hantieren hinter den Tischen und packen alles in schnell und halbar geformte Zeitungstüten. Ihr Griff ist geübt, im Handumdrehen wird die ungeduldige Kundschaft abgefertigt.

Ein paar Schritte weiter, am Rande des Treibens, steht der Geflügelhändler mit seinen Käfigen und Tieren. Küchlein und Gänslein bietet er feil, daneben hat er Kaninchen, Hühner und allerliebste Meerschweinchen. Es piepst und gackert in allen Tönen. Die Frau des Händlers sitzt da mit gemalten Lippen, rot gefärbten Fingernägeln und nagt unentwegt an Sonnenblumenkörnern, die man hier als Delikatesse an allen Ecken kaufen kann. Die Zeit der gerösteten Kastanien ist lange vorbei.

Nicht weit davon steht auch der Mann mit den berühmten italienischen Muscheln. Der Landser macht stets einen weiten Bogen um den Stand. Aber die Italiener öffnen mit Begier und Leichtigkeit die festen Muscheln und verspeisen schnalzend den Inhalt. Der Haufen Muscheln vor dem Krämer macht den Eindruck eines breiten Maulwurfhaufens, so grau und lehmig sieht die Leckerspeise aus. Und dennoch...

Links vom Kanal der den Marktplatz begrenzt, stehen überdachte Buden mit dem verschiedensten Kleinkram. An den Stangen hängen flatternde Halstücher. Dazwischen nehmen sich Schlüpfer, Unterhosen und andere Wäschestücke seltsam aus. Auf dem Budentisch selbst liegen Taschentücher, Strümpfe, Gummibänder, Kämme, Klingen, Spangen, Töpfe, Löffel, Gläser, Vasen und anderer Tand in rauhen Mengen. Daneben gibt es Körbe, Basttaschen, Klopfer, Strohhüte und wieder Hausschuhe in den verschiedensten Arten und Farben, von der kleinsten bis zur grössten Nummer.

Hinter dem Ladentisch einer glitzernden Tandbude steht ein rechter Neger mit wulstigen Lippen und marktschreierischen Gebärden. Jedem preist er seine flimmernde Ware an und macht gute Geschäfte. Erinnerungen an Venedig bietet er feil. Ziernadeln und Anhängsel verschiedenster Art, Ringe in grosser Auswahl und der kuriosesten Ausführung locken die Käufer zu ihm. Und alles nur für ein paar Lire oder gar Centesimi.

Neben dem Markt am Canale Grande wiegen sich Segel- und Fischerboote müde an der Mauer. Muschelfischer sortieren ihren Fang oder richten die schadhaften Kähne für die nächsten Tage her. Knaben fischen in der trüben Flut. Ueber das Getriebe des Marktes hinweg streift der Blick die nachbarlichen Häuser. Viele von ihnen haben ihre eigene reichverschnörkelte Bauweise und passen prächtig in das bunte Treiben des Marktes, das sich täglich wiederholt. Hier treffen sich die Frauen aller Stände, die Armen wie die Reichen, machen ihre Einkäufe, erleichtern das Herz und die Tasche und gehen wieder heim. Ist ihnen die Last zu schwer, so wird sie einfach auf den Kopf genommen und geht durch die Strassen balanzierend nachhause getragen. So ist es auch in Triest, wie überall in den Städten der Welt, der Markt für den Fremden der Ort, der ihm am unverfälschtesten die wahre Seele des anderen Volkes zeigt.

R. Grabski

Die Marktfrau braucht garnicht viel anzupreisen. Alles, was essbar ist, geht im Umsehen weg
Aufnahme: SS-Kriegsberichter Scheid

UNSER AUSLANDSBERICHT

Wo steht Schweden?

Nach einem 130jährigen Friedenszustand - Voreingenommenheit gegen Deutschland

STOCKHOLM

Obwohl es Schweden weiterhin vergönnt geblieben ist, ausserhalb des Krieges zu stehen, schlagen die Wellen der grossen Erschütterung rings um Europa auch gegen neue Anschläge mit den le Gerüchte sind im Umlauf. In den Stockholmer Hausfluren hängen neue Anschlage mit den Adressen der nächsten öffentlichen Schutzräume und Rettungsstellen. In der Presse ist die Invasion als Grossaufmachungsstoff schon zurückgetreten hinter Vorgängen und Sorgen, die das eigene Land oder die nächste Nachbarschaft betreffen.

Charakteristisch für die heutige Lage ist die Spannung zwischen ursprünglichen Erwartungen und jetzigen Vorbereitungen auf neue Gefahren. Aus kaum begreiflichen Gründen, die vor allem in dem Einfluss der europafeindlichen Agitation auf breite Kreise Schwedens zu erklären sind, hat sich die Mehrheit der sogenannten öffentlichen Meinung darauf eingerichtet, dass der Krieg eigentlich um diese Zeit zu Ende sein müsste... Nicht zuletzt deshalb war es zu derartig exponierten Beeinflussungsversuchen gegen Finnland gekommen. Die schwedische Haltung gegenüber dem hart kämpfenden finnischen Nachbarn ist vielen Aussenstehenden vollkommen unbegreiflich. Aber mit einer solchen Feststellung kommt man nicht weiter. Immer wieder muss daran erinnert werden, dass Schwedens Politik und Psychologie nur zu erklären sind aus den geschichtlichen Gegebenheiten, vor allem dem 130jährigen Friedenszustand sowie, was die Stellung zur Welt betrifft, aus starken wirtschaftlichen Ueberseeinteressen.

Gerade in diesen Tagen sind zwei Missionen aus den USA nach Schweden zurückgekehrt: die Handels- und die Philadelphiadelegation, beide stark beeindruckt von der enormen Entfaltung der nordamerikanischen Rüstungskräfte unter dem Kriegswirtschaftssystem. Zwar warnen in Schweden selbst gute Amerika-Kenner bei aller Sympathie für Roosevelts Reich vor den schweren Rückschlägen, die sogar bei einem erfolgreichen Kriegsende nicht ausbleiben würden. Aber die Heimkehrer sind voll optimistischer Planungen. Der Umstand, dass der Geleitverkehr nach Südamerika bisher, trotz langer Drohungen durch die Plutokratien, noch immer nicht gekappt worden ist, trägt dazu bei, den Blick nach drüben gerichtet zu halten.

Nicht ganz so begeistert schaut die Landwirtschaft, die während des Krieges unter kluger Steuerung Bedeutendes für die Volksversorgung geleistet hat, in eine Zukunft, in der aus Uebersee wieder viele billige Produkte herandrängen dürften, die ihren Standard gefährden könnten.

Sehr grosse Pläne für die Nachkriegszeit hegen, im Verein mit den Exportinteressen, Schwedens See- und Luftfahrt. Jene, die gegenüber den anmassenden angelsächsischen Seemächten heute in einer Art Reue- und Bussstimmung leben, weil sie die Nichtbeteiligung Schwedens am Kriege geradezu als Makel und Belastung empfinden, bekamen neulich am «Flaggentag» von Aussenminister Dr. Günther eine fühlbare Zurechtweisung. Doch wird die breite Oeffentlichkeit fester denn je in den Bahnen der Voreingenommenheit für Deutschlands Feinde gehalten, mögen diese auch noch so sehr Europas Feinde und besonders die Feinde des Nordens sein. Bei einem Ereignis wie der Invasion zeigte sich das wieder einmal besonders deutlich.

Auf die Dauer müssen so Stimmungen gezüchtet werden, die ausserordentlich gefährlich werden können, die mindestens eine objektive Würdigung des deutschen Nachbarn oder gar der Kriegsereignisse durch breite Massen gar nicht mehr gestatten. Die Kriegsabneigung der allergrössten Mehrheit des schwedischen Volkes ist gewiss eine wirksame Bremse. Aber man kann sich Situationen denken, in denen selbst sie oder die Neutralitätspolitik der Sammlungsregierung von aussen her unter Mitwirkung innerer Helfer schwersten Belastungsproben ausgesetzt, ja womöglich überspielt werden soll.

Die Kommunisten haben ihren systematischen Vormarsch in der ganzen Schwer- und Rüstungsindustrie fortgesetzt. Sie beherrschen heute die Gewerkschaften aller grossen Städte und aller wichtigen Industriezweige. Die «Einheitsfront-Taktik» der Kommunisten wird zwar mit wachsender Entrüstung glossiert, aber allzu lange hat man besonders die aussenpolitischen Parolen der probolschewistischen Agitation sich frei auswirken lassen, als dass jetzt ein innerpolitisches Stoppen möglich wäre.

Aussen- und Innenpolitik hängen eben, besonders in einem so relativ kleinen Lande, eng zusammen. Die Kommunisten spekulieren darauf, durch eigene Mandatsgewinne und innere Radikalisierung bei den Sozialdemokraten die Grundlage der Sammlungsregierung zersetzen zu können. Ihnen vor allem ist die lange und bewährte Zusammenarbeit zwischen Bauernbund und Sozialdemokratie ein Dorn im Auge. Die bürgerlichen Parteien haben allesamt keine Aussichten, etwas an der Kräfteverteilung im grossen zu ändern. Es sind nicht einmal Ansätze zu einem antikommunistischen Zusammenschluss gemacht worden.

Es kann also sein, dass Schweden ausgerechnet jetzt, wo soviel äusserlich besser geworden ist denn je, besonders in der Ernährung, nachdem es die schwersten Jahre des Krieges dank dem Wirtschaftsaustausch mit Deutschland und stabiler Neutralitätspolitik gut überstehen konnte, in Krisen hineingerät. Sie haben sich auf dem Arbeitsmarkt schon angekündigt und sie würden bedenklich anschwellen, wenn die von den Plutokratien geforderte Einstellung des Handels mit dem übrigen Europa Wirklichkeit werden sollte.

Hans Wendt

HERR ROSSI, DER GEMÜTSMENSCH NR. 1

Von: Jo Regnier v. K.

He - Sie da unten! Wieviel Uhr ist es bitte?